

47. Jahrgang

CAUX Information

8-10/95

August-Oktober

Monatszeitschrift, herausgegeben
von der Moralischen Aufrüstung



Keime der Hoffnung

Konferenzbericht, 8. Juli-24. August 1995

In dieser Ausgabe

Was Europäer einander zu sagen haben, voneinander erwarten, befürchten, erhoffen: «Einheit in Vielfalt», ein ehrliches Gespräch über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft	4
Neu im Konferenzprogramm: Die öffentliche Vortragsreihe an den Montagabenden	7
Pressespiegel	7
Weltweit wird das Zusammenleben in den Städten immer komplexer. Während der Städtekonsultation werden neben gemeinsamem Nachdenken Projekte vorgestellt, die «Gemeinsinn und Hoffnung beleben» und ansteckend wirken.	8
Zum Nachdenken: Ein kontroverses Thema – der Dialog zwischen den Religionen	10
Auf der Bühne: Das Vier-Personen-Stück «Eine Leiche im Keller» – oder «Ein Skelett im Schrank»	12
Bilderbogen	13
Was heisst Identität: persönlich, kulturell, national? Wie kann sie verbindend statt trennend wirken? Junge Berufstätige gestalten eine Woche zum Thema Die Gesellschaft von morgen.	14
Das Wirtschaftsleben als Kraft für positive soziale Veränderung: Diese Grundidee beschäftigt die diesjährige Tagung «Mensch und Wirtschaft» mit ihren acht Gesprächsforen.	17
Regionen in der Krise, Regionen im Aufbau – voneinander lernen: aus Südafrika, Jamaika, Québec, dem Mittleren Osten, Kambodscha, Burundi, Somalia und weiteren Krisengebieten bringen Menschen ihre Erlebnisse zu einem angeregten Austausch.	20
Fakten und Finanzen	23
Bücherecke · Herbst-Sonderaktion	24
Persönlich: Vom Strassenrowdy zum Sozialarbeiter	8
Ein südafrikanischer «Schlafwandler» erwacht	16
Junge Nigerierin: Korruption – ohne mich!	20

8-10/95

Keime

Sommer-
konferenz-
bericht,
8. Juli –
24. August
1995

CAUX-Information

Redaktion

Marianne Spreng-von Orelli, Verena Gautschi,
Christoph Spreng

Administration und Redaktion

Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-42 22 13, Fax 42 22 14
NEU ab 4.11.95: Tel. 311 22 13, Fax 311 22 14

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen

MRA Bücherdienst, Eggemann,
Uhlandstrasse 20, D-45964 Gladbeck

Abonnement

Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland: DM 42.–,
übrige Länder: sFr. 37.–

Postcheckkonten

Schweiz: 60-27255-8, CAUX-Information,
CH-6002 Luzern
Deutschland: 2032-751 Postscheckamt Karlsruhe,
CAUX-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise

zweimonatlich

Druck

Brunner AG, Druck · Informatik · Verlag,
6010 Kriens

Fotos

Hamlin, Odier, Spreng

Die Zeitschrift CAUX-Information berichtet über Initiativen, die

- ♦ **die Wunden der Geschichte heilen**, denen sonst immer neue Racheakte entspringen, besonders dort, wo sich Kulturen und Zivilisationen berühren.
- ♦ **die moralische und geistige Dimension der Demokratie stärken:** Dadurch wird egoistischen Interessen und Bestechlichkeit der Kampf angesagt.
- ♦ **dem Einzelnen und der Familie helfen**, inmitten eines Klimas der Selbstbezogenheit und gegenseitigen Anklage eine Kultur der verantwortlichen Fürsorge für andere zu schaffen.
- ♦ **das ethische Engagement im Berufsleben und in Unternehmen fördern:** So werden Arbeitsplätze geschaffen und das wirtschaftliche und ökologische Ungleichgewicht korrigiert.
- ♦ **Gemeinsinn und Hoffnung in den Städten beleben:** Dann werden auch die Ursachen der Diskriminierung aufgrund von Rassen- oder Gruppenzugehörigkeit angegangen.
- ♦ **Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen und Glaubensrichtungen schaffen**, damit sie sich gemeinsam für Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden einsetzen können.

der Hoffnung



Das internationale Konferenzzentrum der Moralischen Aufrüstung aus luftiger Perspektive

Eindrücke, Gedanken, Gefühle

Weshalb hat mir niemand gesagt, dass das Haus ein umwerfend bezauberndes Schloss ist, dass alle Menschen – egal von welcher Nationalität und welchem Alter – einem Interesse entgegenbringen, dass das Essen selbst für eine heikle, äusserst ernährungsbewusste St. Galler Gymnasiastin ein Traum ist!?

Ich liebe die Arbeit mit den Kindern und freute mich somit auf meine Aufgabe als «Kindergärtnerin» in Caux. Als ich dann aber nebst dieser Arbeit auch noch an den *communities* teilnehmen durfte, freute ich mich ausserordentlich, zumal ich spüre, dass mich diese Gespräche – oder soll ich sie Diskussionen nennen? – wirklich weiter gebracht haben.

Einerseits habe ich wohl noch zuwenig Abstand, um mir darüber klar zu werden, was ich in Caux konkret gelernt habe; andererseits möchte ich aber auch absichtlich nicht zuwarten, bis ich zu Hause bin, um meine Gedanken zu Papier zu bringen,

weil ich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, genau etwas von diesem «Unbeschreiblichen» hier mitteilen möchte. Geraten Sie also nicht in Wut, wenn diesem Text eine gewisse Struktur fehlen sollte... In Caux habe ich auch Momente erlebt, in denen ich zweifelte, ob eine Idee wie die MRA überhaupt dort etwas auslösen kann, wo es nötig wäre, oder ob die ganze Sache nicht auch eine Menge Illusionen mit sich bringt. Für mich als Neuling ist es vielleicht gut, solche Gefühle zu spüren und WAHRZUNEHMEN, denn – «Gleichgültigkeit oder Mitgefühl und Hingabe» – die Gleichgültigkeit, das habe ich in Caux gelernt, bewirkt ein Treten an Ort.

Zum Schluss will ich mich ganz einfach noch bedanken bei allen Menschen, die ich hier getroffen habe, für ihren gewaltigen Einsatz und ihre Kraft.

Franziska Schmid

Liebe Leserinnen, liebe Leser

Über 48 Konferenztage zu berichten, hat uns viel Freude bereitet. Alles in bloss 24 Seiten darzustellen, ist jedoch kein leichtes Unterfangen. Wir mussten aus der Fülle des Geschehens eine Auswahl treffen. Einiges war auf dem Podium zu hören, anderes haben die Fotografen im Bild festhalten können. Aber vieles vom Wichtigsten, was in und zwischen den Menschen vorgeht, sehen und hören die Berichterstatter nicht: Einsichten, Ideen, Ansätze, Entscheidungen, begonnene Heilungsprozesse und angebahnte Initiativen können sie höchstens erahnen.

Die Tagungsteilnehmer treffen sich zwar im ruhigen Dorf hoch über dem Genfersee. Aber durch das, was sie aus ihren Familien, ihrem Alltag und ihren Regionen mitbringen, sind sie – und mit ihnen alle Anwesenden – auch am Puls des Weltgeschehens mit all seinen Fragen, Spannungen und Krisen.

Einander zuhören, sich Zeit nehmen für das Besinnen auf wahre Werte, zum Horchen in der Stille und für gemeinsame praktische Arbeit... Wo sich Herzen dadurch öffnen, beginnt ein Prozess der Veränderung: Neues wird empfangen, und dies bewirkt neue Taten. Der Psalmist beschrieb diesen Vorgang vor 3000 Jahren so: «Da hast du mein Klagen in Reigen verwandelt, hast mir mein Trauergewand ausgezogen und mich mit Freude gegürtet.»

Wer weiss, wie viele «neue Gewänder» sich im Gepäck der heimreisenden Konferenzteilnehmer befinden!

Ihr Redaktionsteam

«Solidarische Öffnung

Europäerinnen und Europäer sind daran, ihren Kontinent zu entdecken. Die Schweiz galt im vergangenen Sommer für viele von ihnen als ein bereisenswertes Land, sogar für devisenschwache Touristen: So übernachteten zum Beispiel einige von ihnen in ihrem Reisebus, direkt an der prachtvoll gelegenen Seepromenade der Stadt Genf. Hoch über dem anderen Ende des Genfersees liegt Caux. Im früheren Palace-Hotel sind sich während der zweiten Juliwoche Europäer mit der Absicht begegnet, einander über Einheit und Vielfalt zu konsultieren.

In der Etage der Dolmetschanlage war während dieser Zeit das Russische die Verständigungssprache zwischen dem Techniker aus Frankreich und den Dolmetscherinnen aus Deutschland, Polen und England. Gleichzeitig stand in der Konferenzhalle ein grosses, aus der europäischen Geographie bestehendes Puzzle. Alle Teilnehmer wurden zu Beginn eingeladen, dieses Puzzle im Laufe der Konferenzwoche zu vervollständigen, indem sie sich über ihr aus einem Korb gezogenes Puzzlestück der Karte Europas erkundigten, bevor sie es dann auf der grossen Vorlage anbrachten.

Elf Studentinnen und Studenten aus britischen Universitäten kamen angereist, um sich während des Sommers als Gruppenchefs in der Bedienung der Speisesäle einzusetzen. Schon nach einigen Tagen erwiesen sie sich als begabte Chefs dieser Gruppen, die sich zum Gespräch und zur gemeinsamen Betätigung im Konferenzablauf gebildet hatten.

An der Eröffnung wurden – in Form eines humoristischen Puppenspiels – Vertreter der Tierwelt über ihre Ansichten zum Thema *Einheit in Vielfalt* interviewt:

- Reporter:** Ah, Herr Leo (ein Löwe)... was halten Sie von der Einheit?
- Leo:** Einheit ist das Gebot der Stunde! Solange niemand unsere Interessen beeinträchtigt, entsteht bei uns nicht der Eindruck, manipuliert zu werden.
- Reporter:** Von wem manipuliert? Eine so wichtige Gattung wie Sie?
- Leo:** Sie wären überrascht, wer das sei. Aber ich bin nicht bereit, Namen zu nennen, schliesslich ist unser Thema die Einheit!
- Reporter:** Genau. Und was meinen Sie über die Vielfalt?
- Leo:** Eine grossartige Idee! Welch ein Genuss, die Vielfalt der Umgebung zu erleben. Wir Löwen lieben die weite Welt,

und fast alle anderen wissen, mit wem sie es bei uns zu tun haben...

(Text: Gisela Krieg)

Befreiendes Gelächter hatte seinen Platz, aber auch Ernst und Sorge waren spürbar in der Konsultation über unseren Kontinent angesichts der schwelenden sozialen und kriegerischen Konflikte, die einen Teil der Anwesenden in Mitleidenschaft zogen. Ein russischer Dozent für orthodoxe Tradition und Theologie, Vladimir Zelinski, sprach vom Schmerz des Krieges im Balkan, «wo Orthodoxe Muslime umbringen», und damit auch von der Gefahr, dass Krieg, Nationalismus und Hass sich weiter verbreiten: «Aber hier in Caux begegne ich einer Gnade im christlichen Sinne – die Gnade der Versöhnung und des Dialogs, eine Gnade, die auf alle Beschuldigungen in unserem mitgebrachten Gepäck antwortet...»

Unter den ukrainischen Teilnehmern war Ivan Popescu, ein Mitglied des parlamentarischen Menschenrechtsausschusses in Kiew. Seine Grossväter hatten auf gegnerischen Fronten des Zweiten Weltkrieges gekämpft. Er spricht russisch mit seiner Gattin und rumänisch mit seiner Tochter. Die Fussballmannschaft seines Parlaments, der er ebenfalls angehört, verlor in Moskau, während er in Caux war, 2:1 gegen die russischen Kollegen. Als er dieses Resultat erfuhr, zuckte er lächelnd die Schultern und fasste seine



Odilia Hiller bietet eine musikalische Einlage.

Woche in Caux mit den Worten zusammen: «Das Wichtigste war, dass wir bereit waren, einander zuzuhören. Wir haben unsere Zeit hier nicht verschwendet.»

Ost, Mitte, West

Eine Reihe von Podiumsgesprächen unter Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus dem Osten, der Mitte und dem Westen des europäischen Kontinents trug zum Lernprozess bei. Der russische Kulturologe Grigori Pomeranz bereicherte einen dieser Nachmittage mit seinen Gedanken. «Man kann von jeder Kultur sagen, dass sie einen Kosmos zu schaffen versucht und das Chaos gebiert», meinte er. Anknüpfend an grosse Denker und Autoren wie Homer, Shakespeare, Berdjajew, führte Pomeranz die Gedanken der Zuhörer auf die Dreifaltigkeits-Ikone von Andrej Rubljow hin. Dazu bemerkte er: «Aufbau und innerer Zusammenhalt der Dreifaltigkeit weisen uns von der Logik zum Reigen und sind nicht zu begreifen ohne das Verständnis des Reigens als Bild der Welt. Der Reigen ist eine der ursprünglichsten Erscheinungen der Kultur, einer der ersten Versuche, ein Bild des Kosmos zu schaffen, den Abgrund des Unergründlichen im Kreis zu schliessen.» Pomeranz umriss sodann den gegenwärtigen Umbruch der Kulturen, die alle in einen Informationsraum gedrängt seien, und fuhr fort: «In jeder religiösen Tradition gibt es die Möglichkeit, dies anzunehmen oder abzulehnen... Was der



Dr. Sergei Schugrow vom Moskauer Weltwirtschaftsinstitut ist stolz auf seine Arbeit im Kochteam.

statt Angleichung oder Abspaltung»



Sie bereiten eine Überraschung vor.

Mensch auch wählt, die gegenseitige Durchdringung der Kulturen findet sowieso statt... Praktisch gilt es zu wählen zwischen dem Chaos der ungeordneten kulturellen Beziehungen und der durchdachten Bewegung zu einer neuen Harmonie, zur Erneuerung des Reigenes, der verbindet, was Logik getrennt hat, die das Unausgesprochene, die Pausen im Text, den Rhythmus des Ganzen verachtet hat.»

«Praktisch gilt es zu wählen...»

Diese grundsätzlichen Überlegungen wurden dargeboten unter dem Thema: «Zu den wesentlichen Grundlagen einer gesunden Zivilisation gelangen.» Dazu meinte die Studienrätin und Mutter Christiane Dessloch, Gattin eines bayrischen Staatsbeamten: «Die Gesundheit einer Gesellschaft misst sich an der Frage: Wie gehen wir mit den schwächsten Mitgliedern unserer Gesellschaft um? Dazu gehören bei uns die Asylanten und die Aussiedler.» Sie schilderte deren Schicksal anhand einer deutsch-ethnischen Gruppe, die seit dem 18. Jahrhundert in Russland lebt und in diesem Jahrhundert unter Diskrimination zu leiden hatte. 1990 wanderten 400 000 Aussiedler, vorwiegend aus Russland, in die Bundesrepublik ein, «und man war in keiner Weise darauf vorbereitet».

Frau Dessloch wirkte dann zwei Jahre lang als Sprachlehrerin für diese Aussiedler: «Die Lehrer waren natürlich zugleich Anlaufstelle für alle Probleme... beim Ausfüllen der schwierigen Formulare, den Anrufen bei Ämtern, Maklern, Arbeitgebern.»(...) Schliesslich nahm die Familie Dessloch eine dieser Familien in ihrem Haus auf: «Ich muss gestehen, ich hatte gezögert... Als sie dann nach neun Monaten auszogen, war uns das Herz schwer.(...) Die Aussiedler sind für unsere Gesellschaft, für die der Wohlstand sich nicht immer gerade günstig auswirkt, eine echte Bereicherung und ein grosser Gewinn.»

In der Schule

Der erwähnte Umbruch der Kulturen findet auch im schulischen Alltag statt. Nicolas Dickinson aus St. Paul, USA, schilderte, wie es an seinem Gymnasium aufgrund gewisser Wahlfächer zur rassischen Trennung der Schülerschaft gekommen war: «Ich sah diese Trennung und war zornig. Die Lage ist ein Problem; sie entsteht durch Gleichgültigkeit, niemand kümmert sich. Diese Gleichgültigkeit bewirkt Zerfall, weil sich die verschiedenen Gruppen absondern. Es muss mehr Mitgefühl geben. Dies möchte ich erreichen durch eine Gesprächsgruppe, in der sich Leute der verschiedenen Kulturen und Minderheiten treffen und aussprechen, was sie übereinander fühlen, auch den Zorn. Schliesslich ist das besser als Gleichgültigkeit! Es wird die Leute näher zueinander bringen. Hoffentlich werde ich im nächsten Schuljahr mehr Mitgefühl haben und diese Gesprächsgruppe starten können!»

Mitarbeiter von *Arte*. Fünf der sieben in Cannes ausgezeichneten Filme seien Co-Produktionen seiner Anstalt gewesen. Die Verweildauer der *Arte*-Zuschauer liege jetzt bei etwa 30 Minuten, das Drei- bis Vierfache des Durchschnittes von «Kabelhaushalten»: «Das war das Ziel: Leute daran zu gewöhnen, dass ein Gedanke länger dauert als 3-5 Minuten», sagte Wien.

Zu dieser grenzüberschreitenden Zusammenarbeit meinte er: «Die vier Jahre waren ausserordentlich reichhaltig. Wir haben unendlich viel gelernt von unseren Partnern. Zuerst dachten und schrieben wir über einen europäischen Kulturbegriff und Ähnliches – das war totaler Unsinn! Es war gar nicht schlimm, dass wir anfangs keine gemeinsame Definition für den Kulturbegriff gefunden hatten.»

Über unterschiedliche Berufsauffassungen zwischen deutschen und französischen Journalisten befragt, antwortete er:



Christiane Dessloch: «Wie gehen wir mit den schwächsten Mitgliedern unserer Gesellschaft um?»

Die Glotze und wir...

Der öffentliche Kulturfernsehsender *Arte*, der von Frankreich und Deutschland gemeinsam finanziert und gestaltet wird, besteht seit vier Jahren. In beiden Ländern wird gleichzeitig in der entsprechenden Sprache dasselbe Programm gezeigt. Dem Ziel, qualitativ hochstehende Programme zu gestalten, komme man allmählich näher, berichtete Peter Wien, ein

«Da gibt es keine Probleme, es gibt bloss einen guten und einen schlechten Journalismus... Die Bildungswege sind verschieden ... der Autorenfilm ist in Deutschland viel weniger bekannt, die Diskussionen hierüber waren für uns alle sehr nützlich. Aber besuchen Sie die Studios: die Journalisten, die Kameraleute, die Beleuchtung, das Benehmen beim Arbeiten! Diese Unterschiede haben uns viel beigebracht – es ist phantastisch.»

«Unser Medium könnte ein Integrationsmedium sein, das aber nicht gleichmachen will, keinen Euro-Pudding. Wir werden lernen müssen, wie Toleranz funktioniert. Wie die Dinge nebeneinander stehen, ihren Wert haben können und wie man die Werte, die in den Dingen stecken, vergleichen und möglicherweise auch Gemeinsamkeiten finden kann», erklärte Peter Wien abschliessend.

Mittäter?

Täglich fand eine Versammlung über die *Grundlagen von Einheit in Vielfalt* statt. In der Einführung dazu wies der Norweger Leif Hovelsen auf die verschiedenen Impulse zur weiteren Verständigung in Europa hin, die in der ersten Hälfte des Jahres im Rahmen der 50-Jahr-Feiern zum Ende des 2. Weltkrieges ausgegangen waren. Hovelsen, der damals selbst zum Tode verurteilt gewesen war, besuchte in diesem Frühjahr das ehemalige KZ Mauthausen, wo er sehr wohl als junger Mann seine letzten Tage hätte erleben können (siehe dazu C.I. Nr. 5-6/95). «Wir meinen, dass das menschliche Gewissen, seiner Schöpferdimension entledigt, uns zu Mittätern des Bösen werden lässt.» Er lud dazu ein, die Faktoren in

sich selbst kennenzulernen, die die Einheit in Vielfalt fördern, oder jene, die sie verhindern – so z.B. einerseits Vorurteil, Angst, Gleichgültigkeit und andererseits Hingabe, die Familie als Ort der Einübung, Impulse aus Gebet und Stille für die Entscheidungsfindung.

Aufgeben?

Bescheiden machte Hovelsen klar, dass es heuchlerisch wäre, wenn er den Eindruck geben wollte, Menschen, die durch die Moralische Aufrüstung zu einer Berufung gekommen seien, wären makellos: «(Wir) haben sozusagen alle Fehler gemacht, die man machen kann, und das wird wahrscheinlich weiter so bleiben. Darum haben alle einander nötig, mit ihren Erfahrungen, Gedanken und Perspektiven. Daher bieten wir keine Konferenz an mit vorgedruckten Reden, sondern eine *Versammlung des gemeinsamen Lernens*. Sollten Sie davon enttäuscht sein, habe ich ein ermutigendes Wort für Sie. Wir werden nicht aufhören. Wir werden dranbleiben, weil es etwas viel Schlimmeres gibt als unsere Unzulänglichkeiten und Fehler, nämlich das Aufgeben. Erst das Aufgeben öffnet den Weg für den Siegeszug des Bösen. Um die

Worte eines russischen Freundes zu verwenden: «Das Böse lebt in und durch uns, durch unsere freie Wahl. Der Unterschied ist, dass das Böse ohne unser Zutun geschieht, während für das Gute gearbeitet werden muss.»

Viele Gespräche in Gemeinschaften, bei Tisch oder sonst im Haus liefen nach diesen Treffen über die Grundlagen weiter. Zum Stichwort *Vorurteile* erinnerte sich eine Schülerin an ein Kindheitserlebnis, als sie «die meisten Leute gehasst» hatte und «die Feinde unzählbar» waren; sie hatte «nie im Leben so viele Vorurteile gehabt... Jetzt merke ich, es war auch eine Angst dahinter (...) zu verlieren.»

Ohne Eitelkeit

Ist es überhaupt möglich, eine solche Konsultation auszuwerten? Zweifel sind angebracht, wenn man in der Art der gängigen Kongresse meinte, die Anzahl der verabschiedeten Resolutionen wäre ein Mass dafür. Solche waren aber nicht beabsichtigt. Hingegen konnte ein deutscher Teilnehmer mit Führungserfahrung sofort einige andere Anhaltspunkte nennen: «Die Menschen hier... sie kommen ohne die sonst übliche Eitelkeit.» Er stellte unter anderem eine «Atmosphäre der kultivierten Lebendigkeit... ein hingebungsvolles Zuhören» fest. Zu seinen Zweifeln hätten sich sogar neue hinzugesellt, «weil ich nachdenken muss über meine eigenen Grenzen: ich muss sie enger ziehen – und meine Möglichkeiten: ich muss sie anders ausloten und einsetzen.»

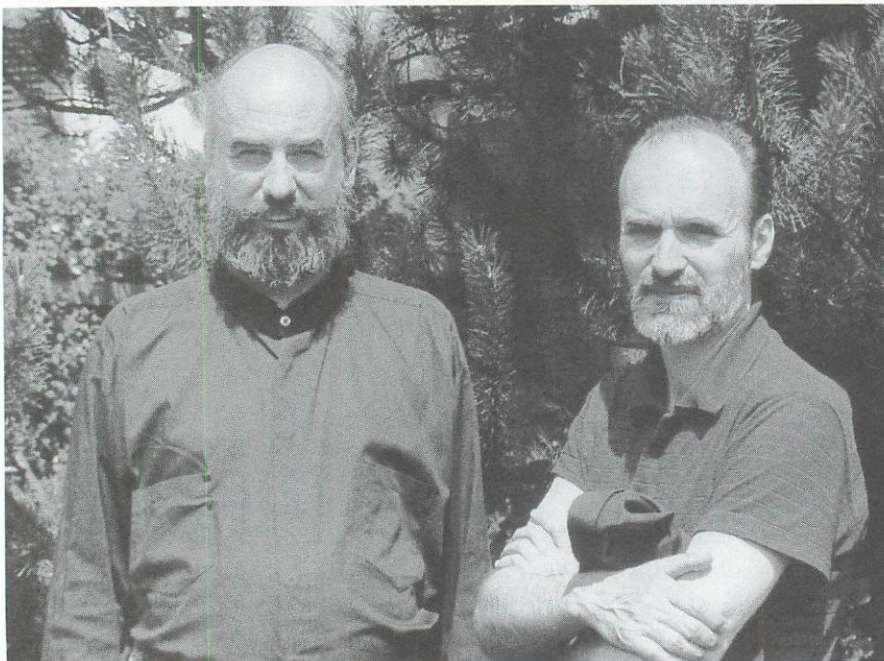
Ein Russe, der vor 52 Jahren die Schlacht von Stalingrad mitgemacht hatte, bemühte sich, seine Bewertung auf englisch mitzuteilen: «Ich muss arbeiten, (um diese Gedanken) in gedüngten, warmen Boden zu setzen.»

«Ich vermute, dass mehr als einer von uns Briten mit dem Geschenk einer viel vollständigeren Sicht Europas heimkehrt als die gängige Sicht unter unseren Euroskeptikern oder Europhilien. Unser «Nationales Interesse» ist ein ungenügendes Kriterium, wenn man all die (...) Länder mit berücksichtigt. Denn der Zukunft zuliebe dürfen wir sie, oder unsere nächsten Nachbarn, nicht im Stich lassen», schrieb ein Teilnehmer aus dem Städtchen Lockerbie.

Bei der Auswertung meldete sich eine Doktorandin zu Wort, die als Koordinatorin mitgearbeitet hatte. «Gestern betete Susanna und dankte für alle kleinen, unauffälligen Gaben der letzten Woche. Dabei ging mir auf: Meine Güte! Es gibt tatsächlich Grund zum Lobpreis. Es war kein organisatorischer Erfolg zu unseren Gunsten, aber es war ein Erfolg der Freundschaft. Ich empfand mich als Teil einer Gemeinschaft, und es ist Einheit aus der Vielfalt entstanden.»

Christoph Spreng

Stille und Gebet auf russisch



Dozenten von der Moskauer Offenen Orthodoxen Alexander-Men-Universität sprachen über Gebet und Stille als Grundlagen für eine Einheit in Vielfalt. Links im Bild Pater Innokentii Pawlow, Dozent für Neutestamentliche Studien, mit Professor Vladimir Zelinski, der an der Sacré-Cœur-Universi-

sität von Brescia (Italien) orthodoxe Theologie unterrichtet. Am Sonntag erklärte sich der zuständige katholische Priester bereit, die Messe früher anzusetzen, damit anschliessend – seit langem zum erstenmal in Caux – ein orthodoxer Gottesdienst gefeiert werden konnte.

Öffentliche Vorträge



Mitbegründer und Mitglied der ersten Regierung des Kantons Jura: François Lachat

Eine Neuheit der Konferenzsaison 1995 war die Vortragsreihe an den Montagabenden. Als erster sprach am 10. Juli der Schweizer Politologe François Lachat (im Bild) aus seiner Erfahrung als Mitbegründer des Kantons Jura und Mitglied dieser Kantonsregierung während 16 Jahren zum Thema: «Minderheiten, eine Herausforderung unserer Epoche.» Er befürwortet leidenschaftlich ein Europa der Regionen: «Die Regionen – nenne man sie Kantone, Länder oder autonome Regionen – sind die unerlässlichen Bindeglieder im institutionellen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Sinne. Sie erlauben das bestmögliche Zusammenwirken der scheinbaren Gegensätze von Sicherheit und Freiheit, Konkurrenz und Zusammenarbeit. Eine Region bietet Geborgenheit, hat keine Vormachtstellung und erlaubt daher die Öffnung und die Solidarität.»

◆ Ein nächster Vortrag der Montagsreihe war der Beziehung zwischen dem Islam und dem Westen gewidmet. Dr. Faruk Hassan, Rechtsanwalt am Obersten Gericht Pakistans, äusserte sich zu

diesem Thema (siehe auch unten: *Aus der Presse*).

◆ Als Zuständiger der Diözese Lyon (Frankreich) für Beziehungen zum Islam beleuchtete Pater Christian Delorme dasselbe Thema auf der Ebene der europäischen Städte: «Aufeinanderprallen oder Begegnung der Religionen – was der einzelne tun kann» (siehe die Rubrik ZUM NACHDENKEN, Seite 10).

◆ Der amerikanische Wirtschaftsphilosoph und Theologe Michael Novak trug in derselben Vortragsreihe seine These eines durch Liebe (*caritas*) getragenen Kapitalismus vor, der am besten geeignet sei, die Armut zu bekämpfen (siehe auch Seite 18).

◆ «Die Vergangenheit bewältigen – aus südafrikanischer Sicht» lautete der Vortragstitel von Prof. Willie Esterhuysen aus Kapstadt. Ein ausserordentliches Gespräch entfaltete sich danach zwischen dem Redner und afrikanischen Konferenzteilnehmern aus Somalia, Äthiopien und Burundi (mehr darüber in einer späteren Ausgabe).

Pressespiegel

Während der Monate Juli und August sind in über dreissig Zeitungen der französisch- und deutschsprachigen Tagespresse der Schweiz Berichte über die Konferenzen in Caux erschienen. Hier einige Titel und Zitate:

24heures, Lausanne, 11. Juli: Antworten auf die Probleme unseres Planeten

Seit neunundvierzig Jahren fährt die Moralische Aufrüstung mit ihrem Versöhnungswerk fort, indem sie Caux als einen besonderen Ort der Begegnung für Konferenzen anbietet. Bis zu dreitausend Personen nehmen während des Sommers teil. (...)

Zusätzlich zu ihrer Reihe von Konferenzen ist ein öffentlicher Vortragszyklus eingeführt worden. Jeden Montag um 17.00 Uhr referiert eine Persönlichkeit über ein Problem, welches ihr am Herzen liegt.

Luzerner Zeitung, Luzern, 26. Juli: Die weltweiten Probleme als treibende Kraft

In Caux trifft man sich nicht einfach zu philosophischen Betrachtungen. Es werden ganz pragmatische Lösungen gesucht. In diesem Sommer beispielsweise setzt man sich mit den Erbschaftsproblemen in Ost und West, der Ethik in der Wirtschaft, der Isolationsbekämpfung in den großen Städten, aber auch mit konkreten Krisenregionen auseinander.

La Presse, Montreux, 28. Juli: Caux: Die Frage des Islam

(Bericht über den öffentlichen Vortrag eines pakistanischen Juristen zum Thema *Islam*) Wenn er erklärt, dass der Islam als Philosophie mit der Demokratie nicht unvereinbar sei, (...) setzt Dr. Faruk Hassan seine Hoffnung auf eine interkulturelle Erziehung der Bevölkerungen als Integrationsfaktor und als Lehrgang der Toleranz.

Der Bund, Bern, 7. August: Lernen, den eigenen Egoismus zu überwinden

Die Moralische Aufrüstung ist in der heutigen Gesellschaft zweifellos ein Phänomen. Nicht eine Mitgliedschaft verbindet die Teilnehmer an den Sommerkursen, sondern einzig und alleine eine Grundidee und eine Grundhaltung... Dabei sollen formelle Strukturen auf ein Minimum beschränkt werden, weil jedem Menschen Verantwortungssinn zugetraut wird.

Financial Times, London, 25. August: Der ethische Weg in die Gewinnzone

Winston Wallin, Vorsitzender der Medtronic Inc., Teilnehmer am «Caux Round Table» (der letztes Jahr seine «Ethischen Grundsätze für das Geschäftsleben» veröffentlichte): «Es ist nicht jenseits unserer Möglichkeiten, dass wir aufgrund dessen, was wir hier tun, in der Welt Veränderungen erreichen können.»

Städte im Brennpunkt

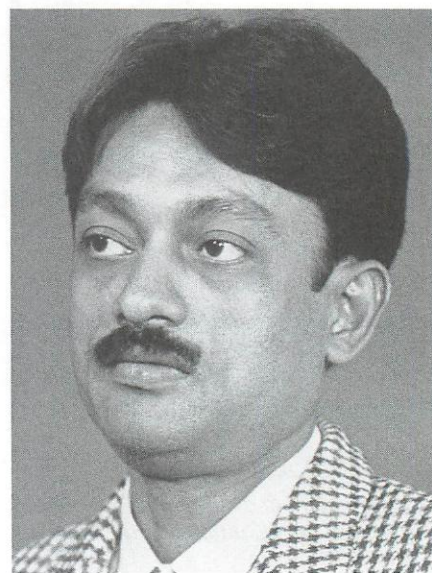
Während die grossen Städte zunehmend unregierbarer werden, weil ihre Bevölkerung immer gemischerter wird und mehr und mehr Ausgrenzung stattfindet, erhält die Wiederherstellung des sozialen Gefüges vorrangige Bedeutung. Es ist eine langfristige Aufgabe, und sie gelingt nur, wenn alle Kreise mitwirken und ihre Phantasie einsetzen: die öffentliche Hand, Behörden, Sozialarbeiter, Vereine, Institutionen und nicht zuletzt die gewöhnlichen Bürger.

Während des Konferenzsommers 1988 hatten sich unter dem Thema «Wandel in den Städten» erstmals Delegationen aus grossen Städten der westlichen Welt und der südlichen Hemisphäre in Caux getroffen, um sich gegenseitig zu konsultieren, zu ermutigen, Erfahrungen und Ideen auszutauschen. Die diesjährige fünfte Konsultation stand im Zeichen der «Wiederbelebung von Gemeinsinn und Hoffnung». Das Tagungsprogramm versprach: «Jeder wird etwas beitragen können. Jeder wird etwas lernen können.» Aus der anregenden und angelegten Vielfalt der Beiträge hier einige Kostproben:

Aus Bombay kam ein eindrücklicher Bericht von Mut, Einsatz und Opferbereitschaft. Bekanntlich wurden die Armenviertel der Sechs-Millionen-Stadt nach

der Zerstörung einer Moschee im Dezember 1992 von heftigen Unruhen zwischen Hindus und Muslimen erschüttert. Eine Handvoll Menschen machte sich damals daran, das Vertrauen zwischen den zwei Bevölkerungsteilen wieder aufzubauen. Erst jetzt, gut zwei Jahre später, beginnt diese Arbeit Früchte zu tragen. Die Sozialarbeiterin Sushoba Bharve – eine Hindu – und ihr Kollege, der muslimische Arzt G.H. Khan, berichteten über ihr Vorgehen, Tag um Tag, Monat um Monat. Anstatt seine Praxis in einem wohlhabenden Stadtquartier zu eröffnen, wählte Dr. Khan jenes Armenviertel aus, das damals Brennpunkt der Unruhen gewesen war. Der Hauptakzent lag auf der Verbesserung der Beziehungen zwischen der Bevölkerung der Slums und der Polizei durch Schaffung paritätischer Kontaktgruppen. Es brauchte zwei Jahre, bis sich die Polizeibehörde, die oft den Initiativen einfa-

cher Bürger misstrauisch gegenübersteht, überreden liess, solche Kommissionen in etwa zwanzig Kommissariaten einzuführen. Heute gelten diese bei beiden Bevölkerungsteilen als neutrale Orte, wo sich ihre Vertreter begegnen können.



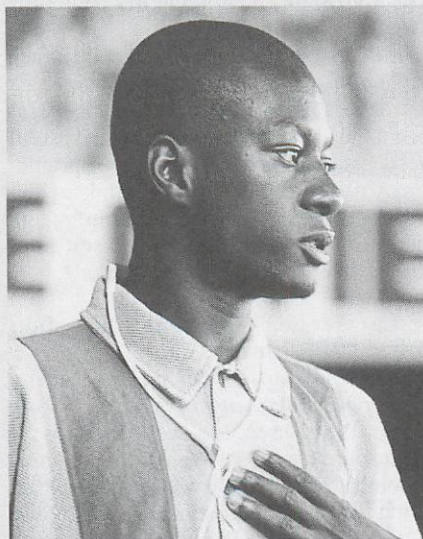
Der muslimische Arzt G.H. Khan praktiziert im Armenviertel statt in seinem wohlhabenden Stadtquartier von Bombay.

PERSÖNLICH

«Vielleicht hab' ich auch eine Chance...»

Mit den jüngsten Strassenkämpfen zwischen kambodschanischen und vietnamesischen Flüchtlingen in Oslo gewinnt die im folgenden geschilderte Arbeit der Jugendorganisation gegen Gewalt, *Non-fighting Generation* (Gewaltlose Generation) an Aktualität. Ihr Vorsitzender, der 21jährige gebürtige Gambier Babu Sarr, wohnt seit seinem 7. Lebensjahr in Norwegen. Er hat soeben seine Universitätsstudien in Oslo unterbrochen, um als Sozialarbeiter tätig zu werden:

«Obwohl ich kein Französisch verstehe, war mir bei meiner Ankunft in Caux die Bedeutung der Zeitungsschlagzeilen klar: Genf wurde von Jugendbanden terrorisiert, Touristen eingeschüchert, Leute verprügelt. Für uns in Norwegen gilt Genf als Sitz der UNO und so weiter; also erwartet man keine derartigen Meldungen, nicht wahr? Als wir vor fünf Jahren



Vom Strassenrowdy zum Sozialarbeiter: Babu Sarr aus Oslo

unsere Organisation gründeten, hielt man uns entgegen: «Oslo ist nicht Stockholm. Es ist keine Grossstadt, bei uns gibt's kein solches Zeug!» Ich wusste aber Bescheid. Ich hatte zu einer Bande von Strassenjungen und -mädchen gehört, welche Oslo terrorisierten und dann davon loskamen. Wir verdanken dies Leuten wie Keba Sekka, der uns von der Strasse wegnahm und uns zeigte: «Auch ihr habt etwas in euch, das ihr gebrauchen könnt, um in dieser Welt etwas zu werden.»

Ich spreche als einer, der eine Null war. Ich hielt rein nichts von mir, und so musste ich immer andere beschuldigen. Als Elfjähriger wurde ich beinahe getötet: Einige rassistische Kerle verprügelten mich wegen meiner Hautfarbe; wie Sie wissen, gibt es in Norwegen noch nicht seit langem Einwanderer aus der Dritten Welt, wir waren nur wenige Schwarze.

Zum Beispiel Mannheim

Zu den mannigfaltigen Aufgaben des Ausländerbeauftragten von Mannheim, Helmut Schmitt, gehören unter anderem die Asylkoordination mit Wohnraumbeschaffung (gegenwärtig 3000 Asylanten), Beratung und Betreuung der Flüchtlinge (ebenfalls etwa 3000, vornehmlich aus Ex-Jugoslawien), ein Seniorenprojekt für Ausländer, Jugendarbeit, vor allem Suchtprophylaxe, Kulturarbeit, Erstellung von Berichten und Statistiken. In der 320 000 Einwohner zählenden Stadt im Süden Deutschlands leben zurzeit 60 000 Ausländer. Wichtig ist daher auch die Friedensarbeit zwischen den Kulturen und Religionen, aus der Helmut Schmitt folgendes Fallbeispiel schilderte:

«Mannheim hat die grösste Moschee in Deutschland; sie wurde im März dieses Jahres eröffnet. Die Vorbereitungen für den Bau dauerten etwa fünf Jahre: bis die Entscheidung getroffen wurde, dass man so etwas bauen kann, wo der Bauplatz sein wird und wie das aussehen wird. Wir haben uns in diesem Vorfeld schon Gedanken und auch Sorgen gemacht, wie man das in der Bevölkerung vermitteln kann, und so wurde ein Kreis gebildet, den wir damals «Christlich-Islamischen Gesprächskreis» nannten. Er war im zu erwartenden Baugebiet angesiedelt; in dessen Umfeld befinden sich eine katholische und eine evangelische Kirche und eine Synagoge. Wir haben mit allen drei Religionsgruppen gesprochen und den

Vorschlag gemacht, man möge doch einen Kreis bilden von interessierten Leuten – auch ganz gezielt von solchen, die Probleme damit haben – um mit den Vertretern der islamischen Gemeinde über das Projekt zu reden.

Anfangs hatte ich mir gesagt: Ich kann schon froh sein, wenn man sich hier nicht die Köpfe einschlägt. Man muss sich vorstellen: Es ist ein kritischer Stadtteil, wo sich die sozialen Probleme sehr stark im Raum stossen. Und in diesen Stadtteil gehen wir auch mit dem Bau einer Moschee, was eine Verschärfung der sozialen Konfliktlage bedeutet.

Ich muss sagen: Das Ergebnis ist wesentlich besser gewesen jetzt, nach fünf

Zum Schluss zündeten sie mein Hemd an; ich überlebte, aber danach ging es mir psychisch nicht gut. Wieder musste ich alle ändern beschuldigen für das, was mir angetan worden war. Als Ergebnis geriet ich in jene Strassenbande, die Leute beraubte, terrorisierte und vieles mehr.

Wir waren auch untereinander zerstritten, als Keba an uns herantrat. Doch dann stellten wir die *Non-fighting Generation* auf die Beine, eine mehrrassische, gemeinnützige Jugendorganisation, welche die Gewalt bekämpft. Stellen Sie sich vor: Da patrouillierten plötzlich die ehemaligen Terroristen in den Strassen von Oslo! Das löste Respekt aus.

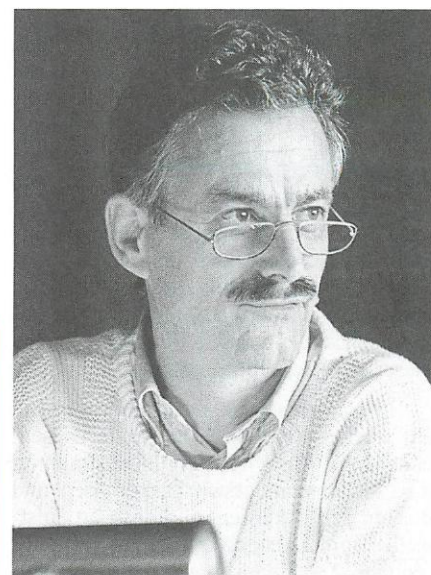
Nach einigen Jahren fanden wir, dass dies allein nicht genügte, sondern dass die Präventionsarbeit wichtiger war: die Dinge vor der Explosion zu stoppen. Also sprechen wir heute in den Schulen und erzählen aus unserem Leben. Wir werden immer erstaunt angesehen und gefragt: «Wie habt ihr es fer-

tiggebracht, das zu werden, was ihr heute seid?» So tun wir unser Bestes, um als Vorbilder zu wirken, zu denen man aufschauen und die man respektieren kann. Denn wenn wir uns ändern konnten, dann kann dies irgendwer. Ich habe viele Kollegen, die sogar schlimmer waren als ich und heute etwa Recht oder Medizin studieren. Und sie gehen von Jugendklub zu Jugendklub und erzählen ihre Geschichte. Das lässt die jungen Leute sagen: «Wow, das könnte ja ich sein; vielleicht hab' ich auch eine Chance, wenn die da eine hatten!»

Ich möchte schliessen mit einigen Worten, die mir helfen, dranzubleiben, und ich hoffe, sie helfen auch Ihnen, sich weiter für die positiven Dinge einzusetzen:

Ich bin nur einer,
aber immerhin bin ich einer,
Ich kann nicht alles tun,
aber immerhin einiges,
Und weil ich nicht alles kann,
werde ich mich nicht weigern,
das zu tun, was ich kann.»

Jahren Arbeit; es gibt Leute, die haben öffentlich erklärt, sie seien am Anfang gegen den Bau der Moschee gewesen – aus vielerlei Gründen –, und jetzt nach fünf Jahren Diskussion waren sie damit einverstanden. Sie haben in der Diskussion gelernt und verstanden, was Islam bedeutet; sie sind nicht mit allem im Islam einverstanden; sie haben bestimmte Dinge immer noch nicht genau begriffen: welche Rolle die Frau spielt und warum bestimmte Dinge im Koran so interpretiert werden, beispielsweise auch der Heilige Krieg (dieser Begriff hat eine wesentliche Rolle gespielt). Und trotzdem haben diese ehemaligen Gegner der Moschee dann erklärt, sie könnten jetzt damit leben, sie seien mit dem Bau einverstanden, weil sie sehr viel mehr begriffen hätten im Dialog mit den Muslimen und ihnen nun das Ganze viel vertrauter sei.



Als Ausländerbeauftragter hat Helmut Schmitt mannigfaltige Aufgaben.

Die Moschee steht jetzt über hundert Tage, und ich kann sagen: Wir sind eigentlich sehr stolz auf diesen Bau; es ist ein sehr schönes Gebäude geworden, und es kommen jede Woche über achthundert deutsche Besucher aus der Stadt, um sich die Moschee anzuschauen und mit den Leuten aus der Moschee zu diskutieren, um sich das erklären zu lassen. Ich könnte mir kein Projekt vorstellen, das diesen Effekt und diese Arbeit erreicht hätte, wenn nicht die Moschee selbst.»

Verena Gautschi/Jean-Jacques Odier

Mehr als guter Wille:

Mir scheint, heute müssen alle grossen traditionellen Religionen eine Tatsache in Rechnung stellen: Alle Menschen, ungeachtet ihrer Religionszugehörigkeit oder Herkunft, stellen sich letzten Endes dieselben grossen Fragen. Hier liegt, so glaube ich, die Basis für den Dialog zwischen den Religionen. Es sind ihrer sechs oder sieben: Was ist der Mensch? Worin bestehen Sinn und Ziel des Lebens? Was sind Gut und Böse? Woher kommt das Leiden, welches ist sein Ziel? Wo liegt der Weg zum Glück? Was ist der Tod; worin bestehen Verurteilung und Belohnung nach dem Tod, falls es ein Gericht gibt? Welches ist das letzte Geheimnis? Alle Menschen müssen sich etwa diese Fragen stellen, und ausnahmslos tun dies auch alle grossen religiösen Traditionen. Dies scheint die gemeinsame Erfahrung aller Menschen, insbesondere aller Glaubenden zu sein.

Selbstverständlich beantwortet jede der grossen Glaubenstraditionen diese Fragen anders; doch können diese Antworten zu keiner Zeit endgültig festgelegt werden, denn jeder Mensch, jede Generation stellt sie sich regelmässig neu. Und deshalb, so scheint mir, können auch all jene, die sich diese Fragen stellen, miteinander ins Gespräch kommen. Denn angesichts so wesentlicher, so existenzieller Fragen können fertige Antworten nie befriedigen. Alle sind wir Pilger angesichts dieser grossen Lebensfragen.

Ein weiteres ist für das interreligiöse Gespräch wesentlich: Glaubende wissen, unabhängig von ihrer religiösen Bindung, dass sie von anderswo herkommen und dorthin zurückkehren, und dass sie einstweilen ihre Existenz auf dieser Erde auf redliche Art führen müssen. Es fällt auf, dass alle religiösen Traditionen die Behandlung des Armen und des Fremdlings besonders betonen. Auch da liegt ein Ausgangspunkt einer Begegnung zwischen den Religionen, die über das Gespräch hinausgeht.

Fünf Voraussetzungen

Nun zu den **Voraussetzungen** für dieses Gespräch. In unsern westlichen Gesellschaften – aber auch in vielen anderen – ist es heute leicht, interreligiöse Begegnungen und Gespräche zu veranstalten. Wenn jedoch dieser Dialog wirklich vorankommen soll, müssen einige Vorkehrungen getroffen werden. Erfahrungsgemäss scheinen mir fünf Dinge wesentlich:

Erstens die **Klarheit**. Man muss miteinander klar und echt umgehen können. Man darf sich nichts vormachen. Unterschiede bestehen. Dialog ist das Gegenteil von Synkretismus. Man darf nicht sagen, alles sei gleichwertig, gleichartig. Oft hört man: «Aber schliesslich gibt es doch nur einen Gott; die Wege, auf denen man ihn erreicht, sind nicht so wichtig.» Wer dies sagt, kommt nicht sehr weit in der Begegnung. Denn diese wird uns auch das Nicht-verstehen-Können bringen. Wenn wir nämlich von Gott sprechen, tun wir dies nicht gleicherweise. Und die Buddhisten sprechen gar nicht von Gott. Deshalb muss man sich eingestehen, dass man auf bestimmten Punkten nicht vorankommen wird, jedenfalls nicht auf der Ebene des theologischen Gesprächs – höchstens im Dialog des Lebens. Denn wie soll man das starke Bewusstsein der Transzendenz des einen Gottes bei den Muslimen und die Auffassung des dreieinigen Gottes der Christen – eines Gottes, der gewissermassen seine Transzendenz aufgibt, indem er kommt und das Leben der Menschen teilt – auf einen Nenner bringen? Schon in vergangenen Jahrhunderten, namentlich zur Zeit der Kreuzzüge, wo nicht nur gekämpft, sondern auch diskutiert wurde, gab es grosse theologische Streitgespräche zwischen Muslimen und Christen, die augenscheinlich ergebnislos verliefen. Man muss sich also damit abfinden, dass unüberwindliche Differenzen bestehen, die freilich das freundschaftliche Zusammenleben oder die Geschwisterlichkeit nicht verunmöglichen müssen.

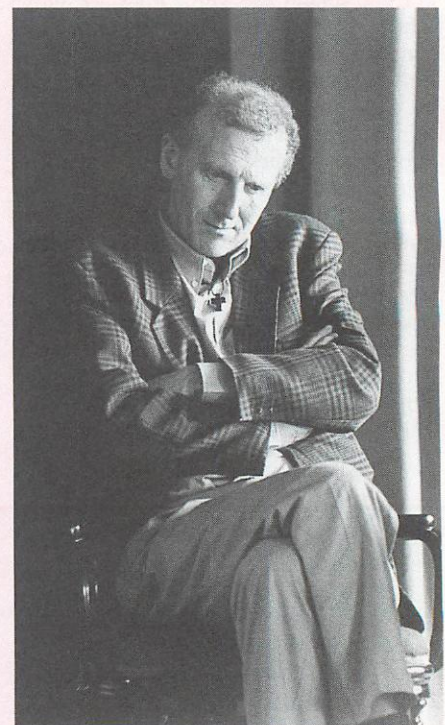
Keine Hintergedanken

Zweiter Punkt: das **Vertrauen**. Wenn ich der Person, mit der ich in Beziehung trete, nicht vertraue, wie sollen wir da einen wahrhaften Dialog führen? Man könnte sagen: Es ist doch einfach – wenn ich den Dialog suche, heisst das, dass ich dem anderen vertraue. So einfach ist es aber nicht – ich denke hier besonders an die Schwierigkeiten des Gesprächs zwischen Katholiken und Juden. Wenn ich, ein katholischer Priester, gerne mit den Juden diskutieren will, kann ich nicht 2000 Jahre Antisemitismus auslöschen. Jeder Jude, besonders wenn er eine Verantwortung in der Synagoge innehat, wird bei der Gesprächsaufnahme mit Christen, die in ihren Kirchen verantwortlich sind, auf der Hut sein und sich fragen: Was steckt dahinter; welchen Streich werden sie uns spielen? Vertrauen muss also ge-

duldig aufgebaut werden; es wird notwendig sein zu zeigen, dass keine Hintergedanken da sind. Das ist nicht leicht.

Den anderen nicht übertönen

Die dritte absolut notwendige Voraussetzung ist die **Sanftheit**. Man spricht nur gut mit dem anderen, wenn man ihn nicht zu übertönen sucht, wenn man ihm mit einer gewissen Zärtlichkeit, einem gewissen Wohlwollen zuhört. Vor drei, vier Jahren fand ich mich in Lyon an einem Rundtischgespräch mit einem grossen ti-



Pater Christian Delorme

betischen Lama, der seit langem in Frankreich lebt. In seinen Ausführungen über den tibetischen Buddhismus kam er auf die Wiedergeburt zu sprechen. Da er wusste, dass ich als katholischer Priester neben ihm sass – wir kannten uns seit langem –, fürchtete er, mich vor den Kopf zu stossen, wenn er von der Reinkarnation sprach. Also sagte er: «Wir Buddhisten glauben an die Wiedergeburt; unsere Überlieferung lehrt uns dies, es ist die Erfahrung unserer Meister; aber wir verstehen ganz und gar, dass andere diesem Glauben nicht anhängen.» Liegt nicht vielleicht da das Wesentliche? Er zeigte eine Feinfühligkeit, die dem Dialog die

Religionen im Dialog

Tür aufatet, ihn ermöglichte. Uns geht dieses Zartgefühl oft ab. Wir müssen lernen, miteinander in Sanftheit zu sprechen, im Wissen, dass man dem anderen wehtun kann, selbst unwillentlich, ohne es zu merken.

Gefahr der Zweideutigkeit

Die vierte Voraussetzung, die ich als sehr wichtig erachte, ist die **Vorsicht**. Im Gespräch der Religionen kann man nicht etwas x-beliebiges tun. Ein Beispiel: In

menschlichen Geschichte, und der Dialog zwischen den Religionen ist, auch wenn schon vor einem Jahrhundert ein Parlament der Religionen stattfand, weniger als fünfzig Jahre alt, und man kann keine Stufen überspringen. Oft möchte man rascher vorankommen. Seit vier Jahren träume ich davon, in Lyon ein christlich-muslimisches Begegnungszentrum einzurichten, und jedesmal, wenn ich mit muslimischen Freunden darüber spreche, sagen sie mir, es wäre eine gute Idee. Aber niemals folgen Taten. Wenn man

Die zweite Dimension könnte man den **Dialog der Taten** nennen: Es gibt eine Reihe von Gebieten, auf die wir einwirken können. In unsern westlichen Gesellschaften muss gegen die Arbeitslosigkeit angegangen werden, gegen das Unbeschäftigtsein der Jugend, die ansteigende Drogensucht; man muss etwas für den Frieden tun, Lebensmittel- oder Kleidertransporte an leidende Bevölkerungen anderswo in der Welt schicken und so weiter. Hier ist schon vieles gelungen; ich denke zum Beispiel daran, wie in Frankreich Anfang 1991, zur Zeit des Golfkrieges, viele Leute befürchteten, die Intervention der westlichen Armeen im Irak, also gegen ein muslimisches Land, könnte innerhalb der französischen Gesellschaft Spannungen und Konflikte zwischen Juden, Muslimen und Christen auslösen. Damals gab es viele Begegnungen in ganz Frankreich. Es war ein Erfolg. Es hat bewiesen, dass zum Glück in der französischen Gesellschaft viele Leute imstande waren, dem Frieden den ersten Platz einzuräumen.

«Fertige Antworten können nie befriedigen.
Alle sind wir Pilger
angesichts der grossen Lebensfragen.»

meinem täglichen und schon langjährigen Umgang mit muslimischen Familien kam ich oft dazu, mit ihnen beten zu wollen. So hatte ich mehrmals am Sterbegebet für junge Leute teilgenommen, die ich gekannt hatte. Besonders einmal habe ich spontan, als alle die Hände zum Himmel erhoben, dasselbe getan. Mir war bewusst, dass in jenem Augenblick mehrere Mütter mich etwas überrascht anblickten. Und prompt sagten sich am Nachmittag die Frauen im Quartier, wo der junge Mann gewohnt hatte: «Christian ist Muslim geworden.»

Dieselbe Zweideutigkeit kann aufkommen, wenn Christen, die Muslimen sehr nahestehen, sich im Fastenmonat Ramadan sagen: «Ich will auch den Ramadan einhalten, um zu zeigen, dass ich ebenfalls einen Schritt des Glaubenden, der Annäherung unternehme.» Klar ist es ein schöner Schritt, aber auch voller Zweideutigkeit. Denn im Bewusstsein der meisten Muslime kann man die Dinge nicht zur Hälfte tun. Wenn ich daher im Ramadan faste, heisst dies: Ich schlage einen muslimischen Weg ein. Die Vorsicht besteht also darin, nicht vor lauter gutem Willen so zu handeln, dass Zweideutigkeit entsteht.

Keine Stufen überspringen

Die letzte wesentliche Eigenschaft ist die **Geduld**. Wie ich erwähnte, stehen wir in einer nie dagewesenen Situation in der

sich auf die Begegnung zwischen den Religionen einlässt, muss man akzeptieren, dass der Moment vielleicht noch nicht gekommen ist, dass es Zeit braucht und dass das Ergebnis dessen, was man sich erträumt, erst nach langem, vielleicht sogar auch nie eintreten wird.

Mehr Praxis als Theorie

Nun möchte ich noch kurz die vier grossen Dimensionen des Dialogs zwischen den Religionen umreissen:

Da ist der **Dialog des Lebens** – meiner Ansicht nach der wichtigste und jedermann zugänglich. Jeder von uns begegnet im täglichen Leben Andersgläubigen, und bevor wir uns als Glaubende entdecken, gilt es, einander als menschliche Wesen zu entdecken. In einem Quartier, in einem Betrieb, in einem Verein haben wir die Möglichkeit, gemeinsame Aufgaben anzupacken, ohne darauf zu achten, ob der eine an Krishna und der andere an Jesus glaubt. Wenn der Dialog des Lebens gelingt, dann gelingt auch der andere. Auf jeden Fall soll nicht der ideologische Dialog am Anfang stehen. Wer gewisse Gegenden der Welt bereist, wo anscheinend religiöse Spannungen bestehen, der bemerkt auch, dass in denselben Gegenden Menschen leben, die es ausserordentlich gut fertigbringen, im Alltag zusammenzuleben. Das ist sehr wichtig: Imstande sein, zusammen im Alltag zu leben, was immer unser Glaube sein mag.

Schwierig, aber nicht aussichtslos

Die dritte Dimension ist jene des **religiösen Experiments**. Wie erwähnt, können dann, wenn man sich Glaubenden anderer Religionen nahe fühlt, Zweideutigkeiten entstehen. Doch darf man nicht glauben, dass ein solches Experiment aussichtslos sei, auch wenn es schwierig ist. So gibt es den intermonastischen Dialog: Seit einigen Jahren pflegen westliche Klöster einen Austausch mit buddhistischen Klöstern, mit japanischen Zen-Klöstern oder tibetischen Klöstern. Es ist ein sehr wichtiges Experiment: zu entdecken versuchen, was man gemeinsam hat, wie man sich zusammen unter das Gebet stellt.

Als letzte Dimension (von der man sich allerdings nicht allzuviel versprechen sollte!) sei der **theologische Dialog** erwähnt. Gewiss werden beispielsweise Christen und Muslime über die Frage der Dreieinigkeit keine Übereinstimmung erzielen. Trotzdem kann man einander zu erklären versuchen, was es für die einen und die andern bedeutet, denn auch hier bestehen viele Zerrbilder. Es gibt aber auch Bereiche, wo wir vieles miteinander teilen können. Zum Beispiel: wie wenden wir uns dem Gebet zu; welchen Stellenwert hat für uns die Vergebung, die Barmherzigkeit?

Pater Christian Delorme, Lyon

Die Leiche im Keller – oder: das Skelett im Schrank

Vater öffnet den Schrank, und heraus schaut ein grinsendes Skelett. Der Freund der Tochter ist verwirrt; die andern tun so, als merkten sie nichts. *Skeletons* ist der Titel eines Schauspiels von Hugh Steadman Williams. Im August war es auf der Mountain-House-Bühne zu sehen. Die Inszenierung von Eva Hofmann-Lindroos aus Schweden war ein grosser Erfolg.

«Für mich handelt das Stück von Vergebung. Erst wenn wir wissen, dass wir mit Liebe aufgenommen werden, können wir andern vergeben», erklärt die Regisseurin. Und: «Vergabung ist für mich Neuschöpfung, als ob man einen abgeschlossenen Raum öffnete.»

Ort der Handlung ist ein gutbürgerliches Haus in England. Nach Monaten zeigt sich Tochter Sally wieder mal bei ihren Eltern. Die 19jährige Medizinstudentin bringt nicht nur ihren farbigen Freund Mike mit, sie ist auch noch schwanger.

Vater Geoffrey Westwood, gewohnt, alles Unangenehme unter den Teppich zu kehren, hat eine Leiche im Keller (beziehungsweise ein Skelett im Schrank): Vor 19 Jahren hat er einen jungen Mann angefahren und beging Fahrerflucht, weil seine hochschwangere Frau dringend in die Klinik musste. Das Unfallopfer lebt, geistig umnachtet, in einem Heim und wird zufällig von Mike betreut, der alles dransetzen will, um den Fahrerflüchtigen zu finden. Ausserdem betrügt Mutter Cynthia Westwood ihren Mann. Nach einer Nacht voller Streitszenen und Beichten entwickeln alle Beteiligten schliesslich Verständnis füreinander. Die Fronten lösen sich auf; die Chance für einen Neuanfang ist da.

Die Rolle der Sally wird von der ebenfalls 19jährigen Fiona Leggat aus Neuseeland gespielt. «Dies ist meine erste grosse Rolle», strahlt die junge Künstlerin. Sich damit zu identifizieren, war für die Studentin gar nicht so leicht: «Mein Verhältnis zu meinen Eltern ist ganz anders als das Verhältnis Sallys zu ihren Eltern. Ich habe viel über Sally gelernt», berichtet sie. Auch eine Schwangere zu spielen ist nicht selbstverständlich. «Ich habe mich mit zwei Frauen unterhalten, die wirklich schwanger waren. So konnte ich mich besser in meine Rolle hinein-fühlen.»

Die Engländerin Sarah Finch, die die betrügerische Ehefrau verkörpert, ist von der Regie begeistert. «Wir hatten sehr viel

Freude bei der Arbeit mit Eva», erzählt sie. Die junge Frau spielt sonst am liebsten Shakespeare.

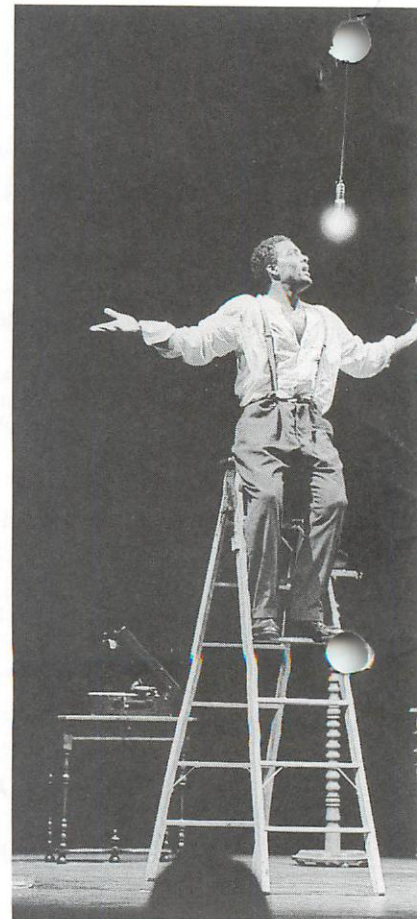
Brian Hollingsworth aus Washington D.C. spielt Sallys Freund Mike. «Mir hat die Arbeit an dem Stück sehr gut gefallen. Mit Menschen aus so unterschiedlichen Ländern zusammenzuarbeiten, war eine interessante Erfahrung», berichtet der 28jährige, der ebenfalls Shakespeare verehrt. Über seine Rolle sagt er: «Ich finde, Sally und Mike hätten viel mehr über ihre eigene Beziehung reden müssen. Beide beschäftigen sich fast nur mit den Eltern.»



Tochter und Mutter sind gezwungen, über bisher Unausgesprochenes zu reden.

In der Rolle des Vaters war der Engländer Philip Tyndale-Biscoe zu sehen. «Mir tut Geoffrey leid», sagt er über seine Rolle, die er schon zum zweitenmal spielt. Sehr gelungen sind seine humoristischen Einlagen, etwa wenn er seiner Frau immer wieder ihre Einkaufstüten und Topflappen versteckt. «Ich spiele nur mich selbst», erklärt der 48jährige Berufsschauspieler, dessen Lieblingsautor Tschechow ist.

Anna Schölzel



«Ich bin unsichtbar, versteht ihr, einfach weigern, mich zu sehen» – Ray Fearon Mann» von Ralph Ellison

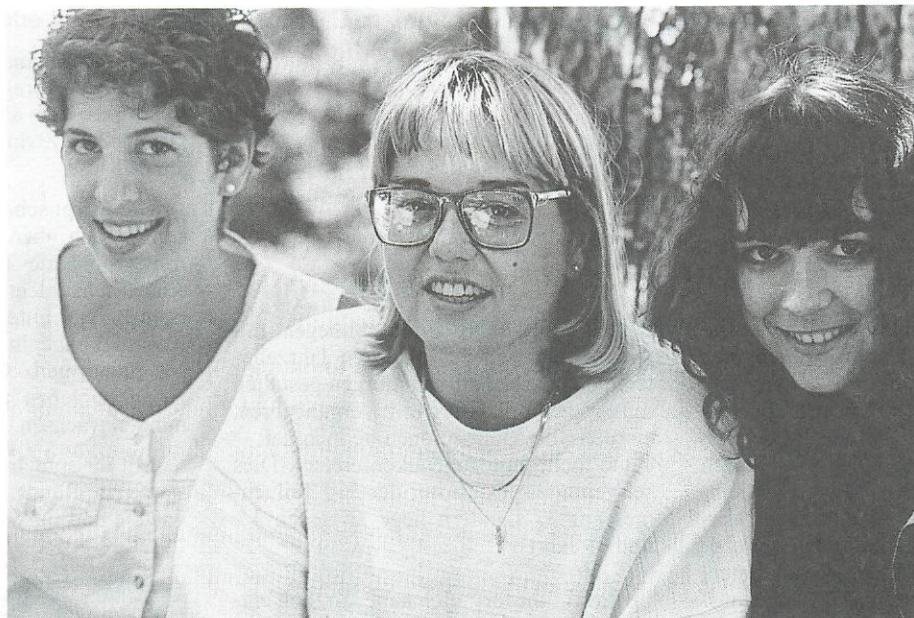


Die Mitwirkenden im neuen Musical «The Silver Thread»

Bilderbogen



h weil andere sich
n «Der unsichtbare



Juliet, Jelena und Danine nehmen am diesjährigen «Caux-Scholars-Programm» über Konfliktlösung und angewandte internationale Studien teil.



einer Neuschöpfung des Sommers 1995



Die Chavannes genießen die sonnige Mittagspause. Die besprochenen Ideen im Alltag der Familie umsetzen, dies war eines der immer wiederkehrenden Themen des Sommers.

Die Gesellschaft von morgen

Die Organisatoren, junge Berufstätige aus Grossbritannien, Ghana, den USA, Norwegen und Frankreich, erklären den Ursprung dieser Arbeitstagung: «Nationalismus, Rassismus und religiöse Intoleranz haben ihren Ursprung oft in Unsicherheit, Hass und Unwissenheit. Die Wurzel der Ausbeutung einer Gruppe durch eine andere liegt meist in Gier und Machthunger.» Als Angehörige unterschiedlicher Nationalitäten, Rassen, Religionen, gesellschaftlicher Klasse und politischer Standpunkte hätten sie gemerkt, dass der Ansatz zur Lösung von Konflikten zwischen Menschen und Völkern im Herzen einzelner zu finden sei.

«In unserem Zeitalter der Ungewissheit und des Skeptizismus fragen sich viele unserer Generation, wofür man sich, abgesehen von sich selbst, überhaupt noch einsetzen könne: Nationalität, Rasse, Religion, eine politische Idee? Wir hoffen daher, dass wir in diesen Tagen gemeinsam lernen können, die Welt aus der Perspektive anderer zu betrachten und an ihrem Schmerz und Leid teilzunehmen; dass wir bereit werden, uns auf einen aufrichtigen Dialog einzulassen und uns der verändernden Kraft der Stimme unseres Gewissens zu öffnen. Dadurch die grossen menschlichen Fragen von heute mit der Botschaft von Caux zu verbinden und gemeinsam praktische erste Schritte zu erkennen, ist unser Hauptanliegen.»

Das sorgfältig durchdachte Programm, das die Gruppe über Monate an Wochenenden und in den Tagen vor der Konferenz ausgearbeitet hatte – die meisten von ihnen dank unbezahltem Urlaub – faszinierte die 350 Teilnehmer vom ersten Tag an.

Wie der indischstämmige englische Student Kumar Raval einleitend erklärte,

war es von Anfang an ein Anliegen, mit jenen, welche in den nächsten Jahrzehnten die Gesellschaft von morgen gestalten müssen, eine Konferenz zu organisieren, an der alle Generationen teilnehmen – «also nicht eine Jugendkonferenz». Dies sei gelungen: Das Alter der 350 Teilnehmer aus 37 Ländern liege zwischen 1½ und 83 Jahren.

Raval fuhr fort: «Ich habe kürzlich entdeckt, dass ein einfacher Schritt uns ermöglicht, Verantwortung zu übernehmen: Wenn wir entdecken, dass wir anderen helfen können, ihre Lebenseinstellung, ihren Lebensstil zu ändern, indem wir Veränderung in unser eigenes Leben einlassen.» Mehrere konkrete Erlebnisse der Wiedergutmachung, der Versöhnung mit seinen eigenen Eltern und Mitschülern hätten ihn in dieser Erkenntnis bestätigt, meinte er.

Die Folge der behandelten Tagesthemen war sorgfältig geplant, damit sich alle Teilnehmenden auf eine Art Entdeckungsreise begeben konnten.

«Identität erforschen»

war das Thema des ersten Tages. Dazu gehörten die Fragen: «Wie definiere ich mich selbst?» «Wer gehört zu meiner Gruppe?» «Zwingt mich meine Identität ändern auf?»

Die ägyptische Psychologin Ines Barsum sprach über *Terrorismus oder Toleranz*. Sie hatte 1975 mit einer Gruppe Austauschstudenten zum erstenmal Caux besucht. Sie unterstrich, wie wichtig die Identitätsfrage in ihrem Land geworden sei, indem ganz verschiedene Identitäten zusammenleben müssen und die Spannungen wachsen.

Mit ihr sprach die amerikanische Südstaatlerin Randy Ruffin, die schilderte, wie sie und ihr Mann sich durch Freund-



Sie interessieren sich für die von Ajahn Tirodhammo (Mitte) vorgeschlagene «kleine Übung», die nicht nur einfach ist.

schaft und Zusammenarbeit mit schwarzen Mitbürgern in Richmond, Virginia, in den letzten Jahren der Schuld der Vergangenheit, der ungeheuren Leiden der Sklaven – also der dunklen Seiten eines vermeintlich ruhmreichen Erbes – bewusst geworden seien und sich jetzt mit schwarzen und weissen Mitbürgern in einer Reihe von Projekten und Programmen für die «Heilung im Herzen Amerikas» einsetzten.

Die kroatische Wirtschaftsdozentin Durdica Fuckan beschrieb, wie sie durch Schritte der Wiedergutmachung in ihrer Familie eine Versöhnung mit Gott und ihren Nächsten erlebte. Dies hätte ihr die Augen geöffnet über ihre Kontakte zu ihren Studenten und Kollegen. Neue Beziehungen dort hätten ihr wiederum ermöglicht, die Situation in ihrer vom Krieg erschütterten Heimat anders zu sehen und sogar in der recht aussichtslos erscheinenden Situation gemeinsam mit andern kreative Initiativen zu ergreifen.



François, Jenny, Laurence, Kumar und die andern hatten die Tage sorgfältig vorbereitet.



Zeit für Stille und Nachdenken

Konfliktursache?

Das Erforschen der Beziehung zwischen unserem inneren Leben und dem, was um uns herum geschieht, führte zur Frage: «Kann Identität eine Konfliktursache werden?» Dabei hiess es, sich zu fragen: «Habe ich selbst Diskriminierung erlebt?» «Wann habe ich andere diskriminiert?»

Der in Norwegen lebende bosnische Soziologe Djemal Sokolovic sprach aus eigener leidvoller Erfahrung solcher Konflikte.

Das vom schwarzen Schauspieler Ray Fearon brillant und leidenschaftlich vortragene Einmannstück *The Invisible Man* (*Der unsichtbare Mann*) nach dem gleichnamigen Roman von Ralph Ellison, mit seiner aufrüttelnden Thematik, führte zu heftigen Diskussionen und half vielen Teilnehmern, sich der unbequemen, aber notwendigen Frage nach Identitätskonflikten im eigenen Alltag zu stellen.

Notwendigkeit einer Veränderung

Dieses für die folgenden zwei Tage vorgesehene Thema wurde nach einer Gelegenheit zum Überdenken am freien Morgen des fünften Tages angeschnitten und die ersten Erkenntnisse besprochen. Es wurde offensichtlich, dass eine gerechte und friedliche Gesellschaft von morgen nur dank kostspieliger persönlicher Entscheidungen im Herzen einzelner aufgebaut werden kann. Daher Fragen wie: «Soll ich jenen vergeben, die mir Unrecht zugefügt haben?» «Wenn ja, warum und wie?»



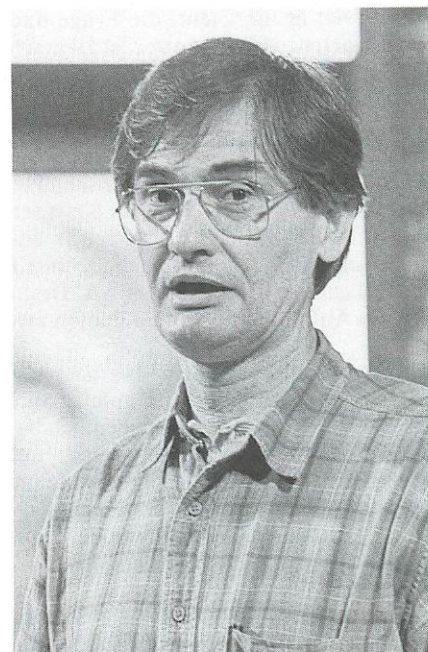
Die ägyptische Psychologin Ines Barsoum

Die anwesenden Kambodschaner illustrierten die existenzielle Bedeutung dieser Frage für ihr Volk, das nach jahrelangen blutigen Kämpfen, die mehr als zwei Millionen Menschenleben gefordert haben, das Zusammenleben wieder erlernen muss.

Der buddhistische Mönch Ajahn Tirobhaddha hatte mit einem auf Anhieb nicht so ernst scheinenden Beitrag den Vorschlag gemacht: «Erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine Übung mit auf den Weg zu geben: Nehmen Sie jemanden, gegen den Sie eine Abneigung verspüren – sei es, dass er Sie einfach ärgert und nervt oder dass Sie ihn wirklich hassen. Versuchen Sie zuerst einmal genau zu definieren, welche Eigenschaft am anderen Sie ärgert. Ist es zum Beispiel seine Arroganz? Was ist es an ihm, das Ihnen auf die Nerven geht?»

Der zweite Schritt beisst schon mehr: Versuchen Sie jetzt diese Eigenschaften in Ihrem eigenen Herzen aufzuspüren. Erkennen Sie dort diese Arroganz? Ist Ihnen gar wohl dabei oder finden Sie sich eher widerlich? Ich habe mit dieser Übung nämlich entdeckt: Das im anderen, wogegen ich Abneigung verspüre, ist jedesmal in mir selbst zu finden. Bin ich erst einmal imstande, mich selber klar zu sehen, in mich hineinzusehen, dann erkenne ich alle Menschen der Welt in mir wieder. Ich kann also lernen, mich mit ihnen zu identifizieren und sie so zu verstehen. Jetzt kann ich gar nicht mehr mit dem Finger auf den anderen zeigen, denn ich bin mir der Gegenseitigkeit bewusst.

Dies ist auch die wahre Bedeutung von «Mitfühlen», von Nächstenliebe, die uns befähigt, mit dem anderen zu leiden. Denn auch da muss ich imstande sein, zuerst das Leiden im eigenen Herzen zu erkennen und zuzugeben, bevor ich mich mit dem anderen vereint, identifiziert fühlen und ihm beistehen kann.»



Der bosnische Soziologieprofessor Jemal Sokolovic

Feier der Vielfalt

Dies alles führte zu einer Feier der Vielfalt. In angeregtem und offenem Meinungsaustausch besprachen die verschiedenen Konferenzgemeinschaften, wie das Anerkennen und das Respektieren der Vielfalt, des Anderseins zu grösserem gegenseitigem Verständnis und dadurch zu Einigkeit führen kann. So konnte die Vielfalt am Abschlussabend in Tanz, Musik, Poesie, Mimik gefeiert werden, einem Abend, der das chinesische Sprichwort: «Die Blumen aller morgigen Tage sind die Samen von heute» trefflich illustrierte.

In den täglichen Konferenzgemeinschaften von 10–15 Personen und auch in den kleinen und grösseren Foren wurden zahlreiche persönliche Erfahrungen, frische Erkenntnisse und ganz konkrete Entscheidungen der Wiedergutmachung sowie Ideen und Pläne für Initiativen vor Ort besprochen, so dass die Konferenz für viele Teilnehmer zum «Experimentierlabor und Sprungbrett für das, was uns zu Hause erwartet», wurde, wie es ein Mitglied unserer Diskussionsgruppe ausdrückte.

Marianne Spreng

Stellvertretend für viele Teilnehmer schildert auf der nächsten Seite ein südafrikanischer Student seinen Aufenthalt an der Tagung.

Ein «Schlafwandler» erwacht

Mir fiel es nie leicht, die Frage nach meiner Identität zu beantworten. Meine Mutter ist Deutsche, mein Vater Belgier; ich bin in Südafrika geboren, habe drei Nationalitäten und spreche fünf Sprachen. Mein Vater ist römisch-katholisch, meine Mutter evangelisch-lutherisch. Auch unsere Familiengeschichte ist doppelsinnig: Mein Grossvater väterlicherseits wurde ins Nazi-Konzentrationslager Sachsenhausen geworfen und war dort bis zum Kriegsende inhaftiert. Meine Grossmutter mütterlicherseits war eine der Hauptorganisatorinnen im Nazi-Arbeitsdienst, und in der Familie meines Onkels gab es Mitglieder der SA. Deshalb fühlte ich mich bei meiner Ankunft in Caux als Person zwischen zwei Welten.

Obwohl Südafrika meine Heimat ist, war es für mich eher ein Ort, wo ich wohnte, weil ich zufällig nicht anderswo lebte. Dies hat sich nun geändert. Wahrscheinlich begann es an dem Tag, als ich hier in Europa eintraf. Natürlich wurde ich überall über Südafrika ausgefragt, und manche der Meinungen und Erkenntnisse, die ich zu hören bekam, waren recht wirklichkeitsfremd. Ich bekam dies so satt, dass ich meine Herkunft am liebsten verschwiegen hätte, als ich hier in Caux ankam. Zum Glück fragte man mich aber immer wieder über mein Zuhause, und plötzlich wurde mir bewusst, wie sehr ich mein Land liebe und wie stolz ich bin, dass wir Weltmeister im Rugby sind! – aber auch wie sehr ich um mein Land bange, denn unbesehen, wie gross das Wunder der letztjährigen friedlichen Wahlen sein mag, und unbesehen, welch wunderbarer und inspirierter Mann mein Präsident, Nelson Mandela, ist: Südafrika steht immer noch auf Messers Schneide über dem Abgrund von Verwundung, Zorn, Angst und Hass, den unsere Vergangenheit geschaffen hat. Plötzlich wusste ich: Ich kann mein Land nicht fallenlassen.

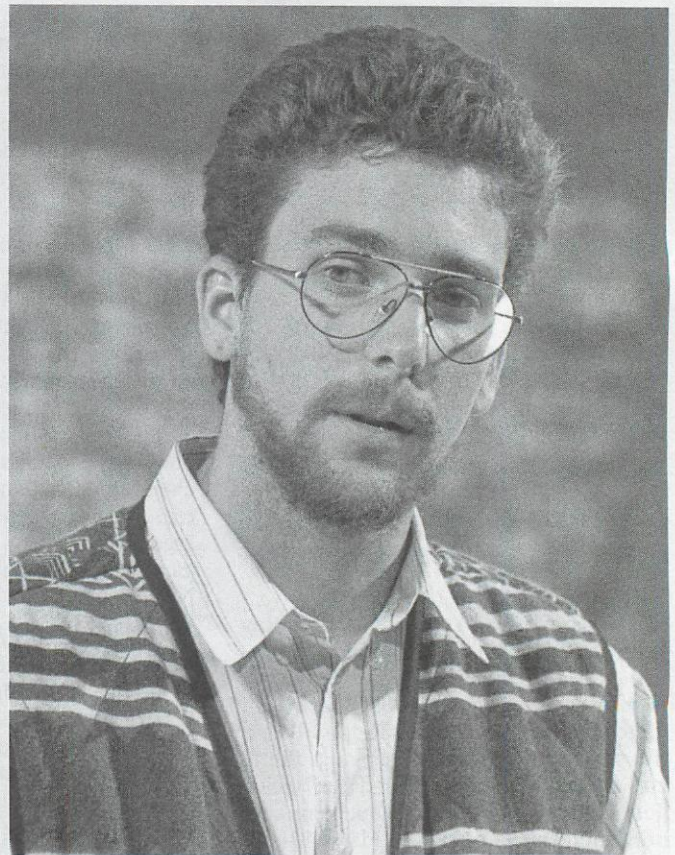
Um die Welt um uns zu ändern, muss sich in uns etwas ändern, und diese Änderung musste bei mir noch stattfinden. Sie begann an einem Mittagessen letzte Woche, bei meiner ersten Begegnung mit einer unglaublichen Frau, die mit mir reden wollte, weil sie dachte, ich sei Rassist. Ihr Vorwurf tat mir weh, denn ich war dies nie im Leben gewesen. Aber ich hatte auch nie wirklich mit wachen Augen gelebt, sondern als Schlafwandler in meiner eigenen Welt – nicht für Apartheid und Spaltung, aber auch nicht aktiv dagegen.

Mehr zu lernen als zu lehren

Erst als ich darauf das Stück *Der unsichtbare Mann* zum zweitenmal sah, wurde mir klar, was es heisst, schwarz zu sein und von den Menschen ringsherum gehasst zu werden. Ich weiss jetzt, dass jener Vorwurf des Rassismus gilt: wegen des Volkes, dem ich angehöre. Ich habe die Antwort nicht, nur eine Bitte um Entschuldigung: Als weisser Südafrikaner und als Europäer tut mir zutiefst leid, was meine Leute jenen angetan haben, die einer andern Kultur oder Rasse angehören. Ich bereue den Schmerz und das Leiden, die wir verursacht haben, weil wir in kindischer Art meinten, am besten zu wissen, wie diese Welt aussehen sollte und was die Wahrheit ist. Wir haben weit mehr zu lernen als zu lehren.

Vor wenigen Tagen traf mich zum erstenmal der volle Zorn eines Schwarzen – nicht gegen mich als Person, sondern gegen die Klasse und die Hautfarbe, die ich vertrete. Es war ein Schlag für mich, aber ich verstand ihn. So viele Südafrikaner fühlen Zorn, und er kann mein Land entzweireissen. Doch was ist zu tun? Könnte es sein, dass unsere Verschiedenheit ein Versprechen und

nicht eine Bedrohung ist? Viele von uns in Südafrika wissen nicht wirklich, wer wir sind. Ich bin Südafrikaner, habe aber keine Ahnung, was dies heisst. Ich kenne nicht einmal die Worte unserer Nationalhymne. Die Apartheid war ein Versuch der Weissen, in Afrika zu leben, ohne Afrikaner sein zu müssen. Jetzt, wo die Schranke gefallen ist, müssen wir alle neu lernen, in Afrika zu leben. Um mit jemandem zu leben, muss man ihn kennen, und dazu muss man sich selbst kennen. Können überhaupt so verschiedene Menschen und Kulturen in einem Land zusammenleben? Es wurde oft als «interessante Frage» bezeichnet; für mich ist sie gar nicht «interessant». Es geht um Leben oder Tod; wenn es keine Antwort gibt, wird mein Land sterben.



Erik Peeters aus Südafrika: «Ich kann die Entscheidung nicht ändern überlassen.»

Ich weiss, ich kann die Entscheidung nicht ändern überlassen. Aber irgendwie habe ich Angst: Was erwartet mich, wenn ich von diesem Berg hinuntersteige? Wird alles, was ich hier erlebt, gelernt und gesehen habe, unter dem Druck des Alltagslebens verschwinden wie ein Traum bei Tageslicht? Meine Augen sind mir aufgegangen; ich gehöre nicht mehr zu den Schlafwandlern dieser Erde. Diese Öffnung ist begleitet von unglaublich viel Schmerz und Angst, aber auch Hoffnung und Liebe. Ich bitte Gott, dass diese Liebe für die kommenden Prüfungen stark genug ist. Möge er mir den Weg in die Zukunft zeigen und mir die Kraft und die Gnade schenken, ihn zu gehen.

Erik Peeters

«Unethisches Handeln ...»

Es ist wohl ein Zeichen der Zeit, dass die neuesten technologischen Fortschritte einerseits Zuversicht und den Glauben an beinahe unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten erzeugen, andererseits aber auch echte Sorgen über mögliche Auswirkungen auf Mensch und Umwelt und über die Grenzen des Machbaren aufkommen lassen. Auch wird vielen bewusst, dass wir – wie der britische Journalist Peter Howard einmal sagte, «Gefahr laufen, technologische Riesen zu werden, während wir moralische Zwerge bleiben».

Die beiden Redner am Eröffnungstag der diesjährigen Konferenz über *Mensch und Wirtschaft* illustrierten dies trefflich. Während **Dr. Colin South**, Direktor der Forschungsabteilung bei *British Telecom*, ein faszinierendes Bild des bereits Erreichten auf dem Gebiet der Elektronik und der virtuellen Realität sowie der geplanten Entwicklung in den nächsten Jahren malte, rief der französische Wirtschaftsexperte **Jean-Loup Dherse**, früherer Vizepräsident der Weltbank, zu einer «Wirtschaft der Uneigennützigkeit» auf und warnte vor «den unerhört hohen Kosten unethischen Handelns in der Wirtschaft». Er meinte: «Es mag am Computer nichts falsch sein. Hingegen hapert es eindeutig mit unserer Fähigkeit, das Beste daraus zu machen.»

South glaubt an die Technologie als «wichtigsten Faktor der Veränderung in der heutigen Gesellschaft». Er sagt voraus, dass jene Unternehmen und Personen, die nicht bereit seien, sich bald den rasanten technologischen Veränderungen anzupassen, zum Scheitern verurteilt sind. Gleichzeitig ist er sich bewusst, dass diese Entwicklungen auch ihre unvorhersehbaren negativen Auswirkungen zeitigen. So habe die britische Regierung in den letzten Jahren 3 Milliarden Pfund pro Jahr in das Verkehrssystem investiert, für dessen Unterhalt man heute ungefähr die gleiche Summe, das heisst 2,7 Milliarden pro Jahr, investieren müsse. (Ganz nebenbei erwähnt er, dass dieselbe Regierung jährlich 2,8 Milliarden für die Bekämpfung der Umweltverschmutzung ausgibt.) South ist der Ansicht, die «neue industrielle Revolution» werde dazu führen, dass in Zukunft nur noch einige grössere Finanzunternehmen im Sinne althergebrachter Firmen funktionieren werden. Parallel zur heutigen Wirtschaft entwickeln sich «virtuelle Unternehmen», in denen «Wissensarbeiter» tätig sind. Diese werden – über Internet an riesengrosse Datenbanken angeschlossen – als Heimarbeiter tätig sein, da sie dank dieser Anschlüsse über solch grosse Informationsreserven verfügen, dass ein einziges

Unternehmen es sich gar nicht mehr leisten könnte, sie ständig zu beschäftigen und zu bezahlen. Man schätzt, dass in den USA heute bereits 14 Millionen Menschen nicht mehr «ins Büro» zur Arbeit fahren, sondern ihren Arbeitsplatz zu Hause haben.

Dies wird laut South zum raschen Zerfall der heutigen hierarchischen, gut organisierten und kontrollierten Strukturen



Dr. Colin South von der «British Telecom»

führen. Dafür sieht er andere, noch unklare und «sicher wesentlich chaotischere Entwicklungen», wird doch voraussichtlich im Jahr 2007 der erste Supercomputer die Kapazität des menschlichen Gehirns erreicht haben und 15 Jahre später vermutlich ungefähr soviel kosten wie ein heutiger Haushaltscomputer. Dies birgt auch die Gefahr eines exponentiell negativen Wachstums in sich, da «parallele In-

formatiksysteme entstehen werden, die ihre eigenen, die Fähigkeit des menschlichen Fassungsvermögens weit übersteigenden Programme schaffen.»

Idole

«Vielleicht werden die Computer tatsächlich die Kapazität eines menschlichen Gehirns haben, aber im menschlichen Gehirn gibt es etwas, was kein Computer je erreichen wird», meint Dherse, der seine ethischen und geistlichen Überzeugungen keineswegs unter den Scheffel stellt. Er ist überzeugt, dass «Technologie und die Wissenschaft nie genügen werden, um die Probleme der Menschheit zu lösen». Wenn South von der virtuellen Realität spreche, müsse man sich bewusst sein, «dass Ethik und verantwortungsbewusstes Benehmen genau so unerlässlich sind». Jeder Mensch stehe täglich vor der Wahl, nach einer selbstsüchtigen, einer institutionellen oder einer uneigennütigen Motivation zu handeln. «Wer ausschliesslich für sich selbst und die Seinen arbeitet – beispielsweise um seine Familie zu ernähren, sein Unternehmen zu entwickeln (was übrigens durchaus verständlich und lobenswert sein mag), läuft Gefahr, Geld, Macht und Reichtum als höchste erstrebenswerte Ziele, als absolute Richtlinien zu erachten. Diese werden zu Idolen, zu absoluten Werten.



Das Plenum bietet Gelegenheit zu Fragen und Kommentaren

Wer diese Idole konsequent anbetet, wird blind in seinem Gehirn, nicht blind im Sinne der Funktionen eines Computers, aber blind auf dem Gebiet der Wahrnehmung und der Entscheidungsfindung. In dieser Situation ist es ihm nicht mehr möglich zu erkennen, dass es im Leben noch andere, möglicherweise ebenso wichtige oder sogar dringendere Prioritäten gibt. Zweitens wird eine Kehrtwen-

... kostet unerhört viel»

dung immer schwieriger. Man kann sich nicht mehr vorstellen, mit nur der Hälfte des Geldes oder der Macht zu leben, obwohl man früher mit viel weniger auch recht gut auskam. Auch scheint es unmöglich, das Image des Reichen, Mächtigen zu riskieren. Und so verliert man zuerst sein Augenlicht, dann seine Freiheit.» Dherse illustrierte dies am Beispiel jenes «reichen, erfolgreichen, populären, brillanten, intelligenten britischen Geschäftsmannes von ausgezeichnetem Ruf», der in der Karibik über Bord seiner Jacht gestossen wurde oder sich fallen liess, weil er im oben erwähnten Sinne «blind geworden» war und seine Freiheit verloren hatte.

Motivation

Dies sei ein Beispiel auf persönlicher Ebene. Wenn es um ganze Grossunternehmen und Organisationen gehe, seien die wirtschaftlichen Kosten schlechter Ethik, falscher Motivation enorm, meint Dherse. Vor einigen Jahren sei er zum Beispiel mit einem Expertenteam zu einer Besprechung nach Moskau gebeten worden. Es sei um die Entsorgung chemi-



Jean-Loup Dherse (rechts) im Gespräch mit einem kroatischen Wirtschaftsdozenten

scher Waffen gegangen, die genügt hätten, um «60 Milliarden Menschen umzubringen». Ihre Herstellung habe wohl 250 Milliarden Dollar gekostet; ihre Vernichtung würde 100 Milliarden Pfund kosten.

Im Ganzen werden also Herstellung und Vernichtung dieser Waffen die Menschheit schätzungsweise 400 Milliarden Dollar gekostet haben. Und wie in allen Ländern, die solche Waffen hergestellt hätten, sei es einzig und allein aus Mächtigung geschehen.

«Wenn die Motivation der Leitung eines Unternehmens oder eines Landes nur egoistisch ausgerichtet ist, wird der Entscheidungsprozess verlangsamt und verfälscht. Die einzige Motivation, die dem Menschen gerecht wird und ihn wirksam macht, ist die uneigennützigste.»

Man könne sich also durchaus freuen über die erstaunlichen und atemberaubenden Erfindungen und Möglichkeiten der Technologie. «Aber», meint er zum Schluss, «lasst uns unseren Glauben nicht in die technologische Zukunft setzen, sondern in die Fähigkeit der Menschen, einander zu dienen und einander in dieser Bereitschaft des Dienens um des Dienens willen anzustecken. Das eine Wort, mit dem sich all dies am besten zusammenfassen lässt, ist das Wort *Liebe*.»

Marianne Spreng

Momentaufnahmen

Auch dieses Jahr hatten sich die Teilnehmer an der Tagung *Mensch und Wirtschaft* zum voraus in acht verschiedene Foren eingetragen. Einige der Themen lauteten: «Dialog zur Bewahrung der Schöpfung», »Soziale und moralische Auswirkungen der weltweiten Informationsvernetzung«, «Zukunft der Arbeitsbeschaffung», «Wirtschaftsethik im Westen und in den neuen Marktwirtschaften».

Das Tagesprogramm begann mit einer Versammlung, in der besprochen wurde, was erforderlich sei, um das Wirtschaftsleben zu einer Kraft für positive gesellschaftliche Veränderung zu machen, und wo die Teilnehmer ihre Erfahrungen dazu einbrachten. Der englische Geschäftsmann und Berater John Carlisle beschrieb die notwendigen Veränderungen aus seinen Erfahrungen als Berater verschiedener Firmen wie folgt:



Betriebsberaterin Dorine Moret bei ihrer Berichterstattung über das Forum 2, den «Rundtisch der Junioren» (Altersgrenze: 35).

«Früher ging es in einem typischen Unternehmen um Befehle und Gehorsam, um einen eher militärischen Stil. Will die Leitung eines Betriebes aber heute Qualitätsmanagement einführen, müssen als erstes die Beziehungen, muss die Struktur verändert werden, damit die Hierarchien verflachen und jeder sich seiner Verantwortung und seines Entscheidungspotentials bewusst wird. Ein Unternehmen nach dem anderen hat einsehen müssen, dass jene Menschen, die wissen, wie Wertvermehrung und Kosteneinsparung erreicht werden sollen, nicht auf der Chefetage zu finden sind, sondern unter jenen, die täglich vor Ort im Verarbeitungsprozess tätig sind. Die grössten Einsparungen werden immer durch verbesserte Arbeitsprozesse erreicht. So bringen wir jedesmal drei oder vier verschiedene Gruppen zusammen, die sich normalerweise nicht einmal begegnen und auf jeden Fall noch nie zusammen gesprochen

und gearbeitet haben. Die Arbeiter werden von den Bohrplattformen eingeflogen. Es sind oft skeptische, harte Typen. Während der drei Tage, die sie bei uns verbringen, stellt sich aber meistens heraus, dass sie sehr wohl wissen, was Zusammenarbeit bedeutet, weil sie durch ihren gefährlichen Einsatz auf der Plattform aufeinander angewiesen sind. Wir zeigen ihnen dann ein kleines Merkblatt: «Sich der Bedürfnisse der andern bewusst werden.» Dies interessiert sie, und sobald sie verstehen, dass es auch für die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Gruppen und Gebieten im Betrieb gilt, wachen sie aus ihrer Gleichgültigkeit gegenüber dem Gesamtbetrieb auf, und die Stimmung im Unternehmen ändert sich zusehends. Deshalb müssen wir uns angesichts der fortschreitenden technologischen Entwicklung auf die zwischenmenschlichen Beziehungen konzentrieren, da diese die besten Voraussetzungen für Erneuerung und Restrukturierung eines Unternehmens schaffen.»



Gemeinsame Erfahrungen: Die Toshiba-Delegation beim Geschirrspülen unter Anleitung eines chinesischen Studenten

«Caritas»

In der Reihe der öffentlichen Vorträge folgte am Montag dieser Woche das ebenfalls um Wirtschaftsfragen kreisende, provokative Referat «Kapitalismus für die Armen, Kapitalismus für die Demokratie», das heftige Diskussionen nach sich zog: Der amerikanische Theologe und Wirtschaftsexperte **Michael Novak** erläuterte seine Vision einer auf *caritas* – das heisst der wahren Liebe, der Liebe Gottes

in uns – aufgebauten Gesellschaft. Er geht davon aus, dass ein solches Wirtschaftssystem möglich und realistisch sei.

Der grösste Reichtum eines Staates bestehe nicht in Land, Bodenschätzen oder finanziellen Mitteln, sondern in den Menschen, die in ihm leben mit ihrem Können, ihrem Wissen, ihrem Erfindergeist. Das kapitalistische System ermögliche den Einsatz dieser Fähigkeiten und sei daher das beste Mittel, um Menschen aus dem Gefängnis der Armut zu befreien.

Konkretes berichtete **Ryuchi Saya**, der Vizepräsident der *Toshiba Union* (Gewerkschaft der Toshiba-Mitarbeiter). Früher sei es ihrer Betriebsgewerkschaft, wie den meisten andern, vor allem um Tarifverhandlungen gegangen. Die Gespräche seien Sache der Gewerkschaftsführer gewesen; die Mitglieder hätten sich nicht angesprochen gefühlt, seien zunehmend den Versammlungen ferngeblieben und immer gleichgültiger geworden. «Gab es tatsächlich einmal ein Gespräch mit der Basis, so war dies eher theoretischer Natur und philosophisch, so dass die Jungen im Betrieb mit ihren Anliegen schon gar nicht mehr zu uns kamen» – und nur noch 30% der Belegschaft Mitglieder waren.

Kreative Gewerkschaft

Bei seinem ersten Besuch in Caux 1993 sei ihm bewusst geworden, dass es ebenso wichtig sei, sich um die Anliegen der Menschen am Arbeitsplatz zu kümmern wie um die Tarifverhandlungen. «So begannen wir vor 12 Jahren mit dem Ausbau unserer Aktivitäten, über die es heute erfreulicherweise viel zu berichten gibt.» Für Saya begann es mit ganz einfachen Dingen: In Caux waren ihm die vielen schönen Blumen aufgefallen. «In unseren Fabrikarealen kümmerte sich die Direktion um eventuell vorhandene Parkanlagen. Jetzt sammeln wir kleine Beiträge unter den Mitgliedern, kaufen Setzlinge und bepflanzen mehr und mehr Blumenbeete selber. In der Mittagspause gossen die Arbeiter die Pflanzen. Der Garten gedieh prächtig, und sogar die Medien berichteten über die Gewerkschaft, welche die Arbeitsumgebung ihrer Mitglieder so fröhlich gestalte.»

Es sei eine weltbekannte Tatsache, dass die Japaner hart arbeiten, fuhr Saya fort. Dies bedeute jedoch, dass die meisten Familien den Vater nur ganz selten zu sehen bekommen, da von ihm erwartet

Caux Round Table



Die Teilnehmer am 10. Caux-Round-Table-Gespräch – siehe auch Pressespiegel auf Seite 7.

werde, dass er auch seine Freizeit und die Wochenenden mit der Belegschaft verbringe. «So führte die Gewerkschaft Vater-Kinder-Wanderungen ein: Die Väter nehmen ihre Kinder zu einer gemeinsamen Nachtwanderung auf einen Berg mit; unterwegs haben sie Zeit, ungestört miteinander zu sprechen, und bei der Rückkehr werden sie am Fuss des Berges von den übrigen Familienmitgliedern mit einer warmen Suppe begrüsst.»

Weiter initiierte Saya die Gründung eines tausendköpfigen Orchesters: «Unsere Kollegen, Eltern, Kinder, Studenten spielen voll Begeisterung mit. Jedes Jahr im Dezember geben wir ein grosses öffentliches Konzert.»

Bei seinem letzten Besuch in Caux erfuhr er von einem Projekt für den Bau einer Schule in Kambodscha – «ein Land, das während so langer Zeit gelitten hat. Ich begrüsst die Idee, da ich die Ansicht der Initianten teile, dass es nicht genüge, Nahrungsmittel zu schicken, sondern noch besser sei, die Menschen zu unterrichten, damit sie sich später selber ernähren können. So sammelten wir unter unseren Mitgliedern einen Beitrag von je 100 Yen und erhielten im ganzen 5-6 Millionen Yen.» Heute steht die Schule, deren Bau übrigens bloss drei Millionen gekostet hat; es ist vorgesehen, den Rest der Spende für ein Wasserversorgungsprojekt und einen Spielplatz zu verwenden. Als nächstes werden Mitglieder der Gewerkschaft nach Kambodscha reisen, um bei der Fertigstellung, unter anderem dem Streichen der Schulräume, mitzuhelfen. «Im nächsten Mai wird die Schule dann eingeweiht», schliesst Ryuchi Saya mit einem stolzen Lächeln.

M. S.

«Gespräche und Kugelschreiber statt Gewehre»

450 Personen aus 57 Ländern trafen sich Ende August zur fünften Tagung mit dem Titel: «Regionen in der Krise, Regionen im Aufbau – voneinander lernen.» Da war der kroatische Student, dem eben telefonisch sein Marschbefehl mitgeteilt worden war, der serbische Akademiker aus Belgrad, der erwartet hatte, als Krimineller behandelt zu werden, aber «vom ersten Moment an spürte, dass die Atmosphäre hier ganz anders ist». Die Gattin eines französischen Politikers bemerkte nach wenigen Stunden: «Die Demut der Menschen hier! Und was tue ich mitten im Komfort meines Pariser Salons?» Der südafrikanische Professor Willie Esterhuysen beschrieb die heutige Situation in seinem Land, das «eben erst die Schwelle zur Hoffnung überschritten hat». Der kambodschanische Botschafter in Australien, Chheang Vun, war einer der vielen, die ihn anschliessend mit Fragen bestürmten. «Bei uns gibt es nicht einen Konflikt der Rassen, sondern der Ideologien», meinte er. «Nationale Versöhnung ist als Grundsatz in der neuen kambodschanischen Verfassung verankert. Aber wir wissen noch so wenig über den wirklichen Dialog, der echte Versöhnung erst ermöglicht.» Chen Dexing, Verwalter der

Chinesischen Vereinigung für Internationale Verständigung, die bereits zum viertenmal eine Delegation sandte, bemerkte: «Hier erfahren wir, was in andern Teilen der Welt geschieht, in einer Atmosphäre der Offenheit und der Freundschaft, die sich wesentlich von dem unterscheidet, was wir in den Propagandaschriften und den Zeitungen lesen.»



Tokwiro (Joseph Norton), Häuptling der 6000 Mohawk-Indianer von Khanawake bei Montreal

Tokwiro Joseph Norton ist Häuptling der 6000 Mohawk-Indianer aus Khanawake bei Montreal. Er erinnert sich voller Besorgnis an die gewalttätigen Auseinandersetzungen von 1990 zwischen den Mohawks und der Polizei Québecs. «Was ich hier höre, belebt meine Hoffnung. Wenn diese Freunde es in Südafrika und Kambodscha versuchen, muss es auch bei uns möglich sein, die Gewehre durch Gespräche und Kugelschreiber zu ersetzen. Wir wollen nicht erst dann nach Lösungen suchen, wenn der Konflikt wieder ausgebrochen ist – wir müssen im Gespräch bleiben.»

Die Teilnehmer, die aus verschiedensten Situationen angereist waren: Krieg, Bürgerkrieg, Rassenkrawalle, Diktatur, nationale Versöhnungsbemühungen – machen sich keine Illusionen nach ihrem Aufenthalt in Caux. Sie wissen, dass es nicht einfach sein wird, das voneinander Gelernte umzusetzen, weil, wie es ein Südafrikaner bei seiner Abreise sagte, «Konfliktverhütung und Versöhnungsarbeit äusserst schwierige Aufgaben sind, die wir ohne Opferbereitschaft nicht bewältigen können».

Ph. L./M.S.

PERSÖNLICH

Korruption verweigern

Die Landwirtschaftsdozentin Caroline Akachuku berichtet:

Ich unterrichte an einer staatlichen landwirtschaftlichen Hochschule in Südostnigerien. Bei uns haben junge Männer wesentlich mehr Rechte als Mädchen, die für alles die elterliche Erlaubnis einholen müssen. Als ich von zu Hause wegkam und an der Uni wohnte, musste ich dann aber plötzlich selbständig entscheiden.

Da war zum Beispiel jene Party, zu der ich mit meiner Zimmerkollegin eingeladen wurde. Ein Politiker kam auf mich zu und versprach mir einen Scheck über eine recht ansehnliche Summe, mit der ich mir «ein nigelnagelneues Auto meiner Wahl, einen Fernseher, ein Videogerät und ein Radio usw.» kaufen könne, wenn ich nur bereit sei, mit ihm ein Wochenende in seinem Landhaus zu verbringen. Ich erwiderte nicht einmal etwas, denn ich glaubte, das ganze sei ein Riesenscherz. Der Politiker verschwand eine Weile und kam dann mit einem Scheckbuch wieder, zückte seinen Kugelschreiber und begann vor mir, den Scheck auszufüllen. Ich traute meinen Augen kaum, lehnte höflich ab, verabschiedete mich von der Party und kehrte auf direktem Weg ins Studenten-

wohnheim zurück. Im Laufe der Studienzeit erhielt ich noch andere ähnliche Angebote; weil eine Stimme in meinem Innern mir aber ganz deutlich sagte, diese Angebote seien falsch, fand ich jedesmal die Kraft, abzulehnen.

Das dritte Studienjahr gilt an technischen Hochschulen als «praktisches Jahr» für Fächer wie Forst- und Landwirtschaft. So verbrachten wir viel Zeit in Feld und Wald mit unseren Professoren. Da wir Mädchen unter den 46 Studenten unseres Jahrgangs nur zu dritt waren, kannten uns die Professoren. Einige forderten uns auf, mit ihnen auszugehen, und drohten, uns durch die Prüfungen fallen zu lassen, falls wir uns weigern sollten. In unserer Gesellschaft bedeutet das Ausgehen mit einem Mann sehr oft und schnell mehr als nur ein gemeinsames Abendessen. So beschloss ich, nie mit einem Professor auszugehen. Manchmal unternahm ich übers Wochenende die lange Reise nach Hause, bloss um diesen Leuten aus dem Weg gehen zu können. Meine Zimmergenossin und ich kamen zum Schluss, dass es besser sei, bei solchen Professoren durchzufallen, mitsamt dem Risiko, den ganzen

Kurs wiederholen zu müssen, als ihnen nachzugeben. Wir beschlossen, um so besser zu lernen, anstatt die guten Noten durch den Ausgang mit einem Dozenten zu erreichen.

In jener Zeit las ich jeden Morgen und abends vor dem Schlafengehen den 86. Psalm. Dieser Text gab mir die nötige



Carol Akachuku aus Südostnigerien

Mitgehört

Voneinander lernen – dies geschieht oft ganz unbemerkt, wenn die Erlebnisse oder Gedanken des einen im nächsten ein Echo hervorrufen. So war es zum Beispiel an einem offenen Gesprächsforum – aus dem wir hier auszugswise einige Voten wiedergeben – über die «Dynamik der Wiedergutmachung» und die Frage, wie ein begonnener Heilungsprozess unterstützt werden könne.

Ein ehemaliger Botschafter aus Somalia illustrierte den Gedanken *Den Heilungsprozess unterstützen*. Dr. Yusuf Omar Al-Azhari:

«Gestern berichtete ich über die Folter und Ungerechtigkeiten, die ich unter dem Regime von General Mohammed Siad Barré erlitt, und wie ich nachträglich den Diktator in seinem nigerianischen Exil aufsuchte und ihn für meinen Rachedurst um Vergebung bat.

Kurz darauf trafen sich im vergangenen Dezember 13 Fraktionsführer in unserer Hauptstadt Mogadischu zu Verhandlungen über den Wiederaufbau des Landes. Während der Gespräche erreichte uns die Nachricht vom Tod Siad Barrés. Beinahe alle Anwesenden nah-



Der somalische Botschafter Yusuf Omar Al-Azhari (links) mit Alan Griffith, langjähriger australischer Regierungsberater

men die Nachricht mit Jubel und Applaus auf, hatten doch viele von ihnen miterleben müssen, wie ihre Väter, Mütter oder Kinder vom Barré-Regime getötet wurden.

Drei Tage später erhielten wir einen Fax vom nigerianischen Botschafter in Nairobi, Siad Barré hätte vor seinem Tod den Wunsch geäußert, in seiner Heimat Somalia begraben zu werden. Sofort sagten alle nein. Hier sah ich meine Chance und sagte: «Hört mal, wir haben uns schon an diesem Mann gerächt, indem wir ihn ins Exil schickten. Er hat alles verloren, und heute ist er tot.» Dann zitierte ich einen Koranvers über den Respekt für einen Toten. Es entstand ein Gemurmel, und alle äusserten sich dagegen. Doch dann fiel mir ein anderer Vorschlag ein: Wir könnten ihn ohne Zeremonie beerdigen, nicht in der Hauptstadt, sondern in seinem Geburtsort nahe der äthiopischen Grenze. Alle waren einverstanden. Wir fügten auch hinzu, dass die



Eine der Organisatorinnen dieses Konferenzabschnitts, die schottische Studentin Wendy Grant

Kraft. Zum Glück bestanden meine Kollegin und ich alle Examen und konnten unser Studium abschliessen. Kurz darauf unternahm ich eine Englandreise. Bei einem Schaufensterbummel begegnete ich einem unserer Dozenten, der nie versucht hatte, mich zu etwas zu überreden. Er erinnerte sich kaum an mich, schon gar nicht an meinen Namen; so stellte ich mich vor. Drei Wochen später heirateten wir und kehrten nach Nigerien zurück. Er dozierte noch während acht Jahren an jener Universität. Letztes Jahr zogen wir an eine andere Universität, wo wir jetzt beide Vorlesungen in Forstwirtschaft und Umweltmanagement halten. Wir haben drei Kinder, zwei Mädchen und einen Jungen. Ich hoffe, dass meine Töchter – sollten sie sich eines Tages in einer ähnlichen Krise befinden wie ich damals an der Uni – auch erfahren können, dass es möglich ist, der Stimme des Gewisses in unserem Inneren zu gehorchen und ihr treu zu bleiben.

Zu Hause versuchen wir, mit den Kindern eine tägliche gemeinsame Zeit der Stille zu halten. Wir nennen es «auf die Worte der höheren Weisheit hören».

Familie des Präsidenten und weitere, die dies wünschten, den Toten begleiten dürfen. So wurde seine Menschenwürde wiederhergestellt.

Die neue Herausforderung

Vor uns steht nun die Herausforderung, wie wir dasselbe für seine Familie tun, indem wir die Greuelthaten ihres Familienoberhauptes zu vergeben versuchen, so dass sie wieder als somalische Bürger unter ihresgleichen leben können. – Damit wollte ich sagen: Wenn wir die richtige Idee haben, können wir sie, vernünftig formuliert, sogar an feindlich Gesinnte herantragen, und sie wird akzeptiert.»

Sofort meldete sich ein Angehöriger der **Hutu-Minderheit aus Burundi**, der Student Pierre Sima, zu Wort: «Ich war einer von sechs Universitätsstudenten (an meiner Uni studierten 600 Hutus), denen nach den Massakern an den Hutus die Flucht gelang. Ich studierte in Zaïre, Nigeria und den USA. Heute lebe ich in Kanada. Gestern sagte jemand aus Nigerien, wer viel gelitten hätte, habe viel zu geben. Das heisst also, ich habe viel zu geben, somit bin ich reich. Ich glaubte immer, ich sei arm!

Sauber ausgearbeitete Machtprinzipien

Während meiner Studien in den USA beobachtete ich meine Mitstudenten, weil ich mich fragte: Wie wird man stark und beherrscht die Welt? Zum Beispiel machen die Tutsi bei uns nur 15% der Bevöl-

Krisenherde – voneinander lernen

kerung aus, und doch haben sie uns, die 85% Hutu, schon immer dominiert und dann massakriert. Nach meinen Beobachtungen entwickelte ich vier Prinzipien zur Gewinnung der Oberhand in der Welt: ein Gefühl der Überlegenheit, die U-Boot-Taktik, damit man sich nie eine Blöße gibt, harte Arbeit, um Macht zu erlangen, und Solidarität mit andern Starken und Mächtigen. Diese Prinzipien suchte ich unter meinen Freunden zu verbreiten, und sie sagten mir: «Das stimmt; du hast eine gute Theorie.» Nun komme ich hier nach Caux, und Sie sagen mir das Gegenteil. Genau das Gegenteil! Statt Stolz, statt der U-Boot-Taktik brauche es Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit. Arbeiten soll man für das Gute, für Gott, für sein Land – nicht für sich selbst, sondern für die andern. Und der Solidarität, dem Bündnis der Starken, setzen Sie die absolute Liebe entgegen. Ich wollte Solidarität für meine Zwecke. Sie sagen mir: Nein, Liebe ist selbstlos; ich reiche meinem Feind die Hände.

Völlig neue Theorie

Wenn ich nun wieder in Montreal bin, werde ich meinen Freunden sagen: «Was ich euch vorher predigte, stimmt nicht. Hier sind meine neuen Ideen.»

Der in den Niederlanden lebende **Palästinenser** Imam Hamzi Seid-Kailani reagierte sofort: «Als Palästinenser muss ich als absolut unschuldiges Opfer den Preis bezahlen für Verbrechen, die andere begangen haben: Einerseits sind jene von uns, die in Israel leben, Opfer im eigenen Land: die Israelis fühlen sich uns überlegen. Andererseits ist es dasselbe in den arabischen Ländern, die uns ihre Arme öffneten und uns erlaubten, unter ihnen zu leben: Auch von unsern arabischen Brüdern werden wir diskriminiert.

Deshalb schlug ich meiner Gesprächsgruppe heute vor, den vier Prinzipien der MRA ein weiteres hinzuzufügen: dass wir uns bemühen, unsere nationalistischen Gefühle loszuwerden. Die andern überzeugten mich auf weise und moralische Art, dies sei nicht nur unmöglich, sondern auch nicht gut. Denn jeder sollte doch auf seine Nationalität ein wenig stolz sein. Deshalb kamen wir zum Schluss, wir möchten etwa folgendes hinzufügen: «Glaube an absolute Gleichheit innerhalb der ganzen Menschheit». Niemand kann besser oder schlechter sein als der andere, es sei denn durch seine Taten.»

Hier meldete sich Rabbi Jeremy Milgram aus **Jerusalem**: «Was der Imam über Nationalismus und der somalische Botschafter über den Respekt für den Menschen, besonders für den Toten, gesagt haben, erinnert mich an einen jüdischen Lehrsatz, den ich früher einmal instinktiv entdeckte und später auch in den jüdischen Texten fand.

Als meine älteste Tochter – nur drei Wochen vor der Invasion Libanons durch mein Land – zur Welt kam, gaben wir ihr als zweiten Vornamen Tikva (so heisst die israelische Nationalhymne), nicht weil wir an diese dachten, sondern weil wir etwas Hoffnung für unser Leben wollten.

Die Kraft, nein zu sagen

Als darauf der Krieg ausbrach, wurde ich als Soldat aufgeboten. Aber nach der Geburt unserer Tochter war mir klar, dass ich nicht dazu da war, mehr Tod in die Welt zu bringen, sondern das Leben zu

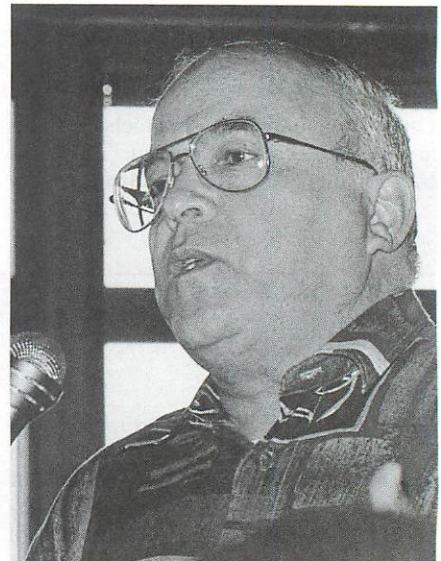


Vom Verlauf des Forums fasziniert

fördern. Und diese Erkenntnis gab mir die Kraft, zur Armee nein zu sagen und den Befehl zum Kampf im Libanon zu verweigern.

Mehrere Jahre später studierte ich einen jüdischen Text, in dem stand, wie jeder Verlust eines menschlichen Lebens einen Teil von Gott aus der Welt wegnimmt. Dabei erinnerte ich mich an das Gefühl bei der Geburt meiner Tochter, der Welt ein menschliches Wesen hinzugefügt zu haben. Wie seltsam ist es doch, sagte ich mir, dass in diesen Momenten des Übergangs, wenn ein Leben die Welt betritt oder sie verlässt, wir es schätzen, Gottes Partner zu sein, dass wir Gott in unserem Leben am nächsten spüren durch den göttlichen Funken in jedem Menschen. Aber zwischendrin, zwischen Ge-

burt und Tod, sehen wir den anderen, besonders wenn er sich von uns unterscheidet, als Bedrohung, als Gefahr. Und wir setzen riesige Mengen Geld und Zeit ein, um uns vor diesem Mitmenschen zu schützen! Als daher der Imam von seinem Wunsch sprach, Gleichheit als Prinzip einzuführen, das unsern Nationalismus unter Kontrolle halten würde, als etwas, das unser Verlangen im Schach hielte, die Menschen in Kategorien einzuteilen («Leute, die sind wie ich, und solche nicht wie ich»), war ich sehr einverstanden. Und ich erhoffe mir, dass wir es nach dieser Konferenz im Gedächtnis behalten.



Der Palästinenser Hamzi Seid-Kailani

Der Vorwand

Wenn wir zulassen, dass unsere ethnische oder sogar unsere religiöse Identität als Vorwand dient, die Gleichheit der Menschen abzulehnen, dann lehnen wir auch Gott in der Welt ab. Erinnern wir uns, dass Gleichheit und Respekt für Gott zusammengehören und Gott sich nur so finden lässt.»

Die letzte Wortmeldung kam wiederum aus **Burundi**. Sichtlich bewegt durch alles Vorhergegangene, suchte Deogratias Mozimana nach Worten und erklärte schliesslich: «Ich kann nicht anders, als Gott für das Gehörte danken und sagen: «Herr, zeige du auch mir, wie ich lieben kann!» – Das ist alles.»

vg/cbs

MRA*: Eine Initiative für Veränderung

Es steht allen offen, sich an dieser Initiative zu beteiligen. Der Einzelne wird ermutigt, sich absolute moralische Massstäbe zu eigen zu machen – insbesondere Liebe, Ehrlichkeit, Reinheit und Uneigennützigkeit. Sie sind wegweisend für eine persönliche Befreiung und eine grundlegende Erneuerung der Gesellschaft.

Wesentlich ist das Horchen und Eingehen auf die «innere Stimme» – die einen nennen sie das Gewissen, andere den Geist Gottes, der das menschliche Denken erleuchtet. Gläubige Menschen werden ermutigt, ihre eigenen religiösen Wurzeln zu festigen.

Menschen, die einander vertrauen, finden sich in einer offenen Gemeinschaft um bestimmte Themen zusammen und treten in Aktion. Wo sie sich genügend um die Bedürfnisse ihrer Gemeinschaft und der Welt kümmern, wo sie Glauben und gemeinsame innere Werte umsetzen, beginnen sich Lösungen hartnäckiger Probleme abzuzeichnen.

Die formellen Strukturen werden auf ein Minimum beschränkt. Durch eingehende Beratungen wird die Koordination auf nationaler und internationaler Ebene erarbeitet. Menschen jeder Herkunft können Verantwortung übernehmen. Initiativen werden oft gemeinsam mit Menschen und Gruppen ähnlicher Zielrichtung unternommen.

Moralische Aufrüstung:* Als sich vor siebenundfünfzig Jahren die Völker zum Krieg rüsteten, lancierte Frank Buchman eine weltweite Bewegung für eine «moralische und geistige Aufrüstung», die seither als **MRA (aus dem englischen *Moral Re-Armament*) bekannt wurde.

Das internationale Konferenzzentrum in Caux

liegt auf 1000 m ü. M. ob Montreux mit Blick auf den Genfersee und bietet bis zu 500 Personen Unterkunft. Das Hauptgebäude, das ehemalige Hotel *Caux-Palace*, wurde 1946 dank Sach- und Geldspenden opferbereiter Menschen aus vielen Ländern dem heutigen Zweck zugeführt und ist seither unter dem Namen *Mountain House* bekannt.

Die schweizerische **Stiftung für Moralische Aufrüstung** hat ihren Geschäftssitz in Luzern. Sie ist als gemeinnützig anerkannt und dient der Verbreitung der

Ideen der MRA, namentlich durch die Bereitstellung des Konferenzentrums von Caux. Für ihre Finanzierung ist sie zu über 90% auf freiwillige Beiträge und Spenden aller Art angewiesen. Der Stiftungsrat zählt maximal 20 Mitglieder, mehrheitlich aus der Schweiz, sowie aus Deutschland, Frankreich, Holland, Norwegen, England, Japan und den USA. Die **aktuellen Spendenziele** können in fünf Bereiche aufgliedert werden:

- Jubiläumsfonds 1996:** Seit fünfzig Jahren steht Caux als Ort der Begegnung zur Verfügung. Der Fonds soll je zur Hälfte der Finanzierung von Sonderaktionen im Jubiläumsjahr und der Erneuerung des Konferenzentrums zukommen.
- Firmensponsoring 1995-96:** Eine permanente Ausstellung wird geplant. Sie soll 1996 neben der Buchhandlung von Caux errichtet werden. Sie wird für interessierte Personen und Gruppen aus nah und fern zur offenen Tür und soll einen Einblick in die bewegte Geschichte und Gegenwart des ehemaligen Caux-Palace-Hotels vermitteln. Die Sponsorenfirmen werden in der Ausstellung auf einer Tafel gestaffelt nach vier-, fünf- und sechsstelligen Frankenbeiträgen vermerkt.
- Stipendien** kommen Konferenzteilnehmern aus Mittel- und Osteuropa, Asien, Afrika, Lateinamerika und Studenten, Lehrlingen oder Familien zugute.
- Erneuerungsfonds:** Das 90jährige Mountain House benötigt neben seinem ordentlichen Unterhalt laufend Erneuerungen und Sanierungen, um den Anforderungen des Konferenzbetriebes zu entsprechen.
- Regelmässige Spenden, allgemeine Spenden und Legate** dienen dazu, die laufenden ordentlichen Ausgaben zu bestreiten, die nicht durch die Konferenzbeiträge gedeckt werden.

Spenden mit dem entsprechenden Vermerk sind zu richten an:

Schweiz:

Stiftung für Moralische Aufrüstung
6002 Luzern
- Postcheckkonto 60-12000-4 Luzern
- Schweiz. Volksbank Luzern
Konto Nr. 249270-61-5

Deutschland:

Stiftung für Moralische Aufrüstung
CH-6002 Luzern – Konto 2032 751
Postgiroamt Karlsruhe
BLZ 660 100 75

Herr/Frau _____
Vorname _____
Strasse/Nr. _____
Land _____ PLZ _____
Ortsname _____

Herr/Frau _____
Vorname _____
Strasse/Nr. _____
Land _____ PLZ _____
Ortsname _____

Herr/Frau _____
Vorname _____
Strasse/Nr. _____
Land _____ PLZ _____
Ortsname _____

Weitere Adressfelder und **Adresse des Auftraggebers:** bitte wenden!

BESTELLUNG

___ Ex. zusätzliche Konferenzberichte

◆ Jahresabonnement

- Schweiz Fr. 32.–
- Deutschland DM 42.–
- Übrige Länder Fr. 37.–
- Luftpost Fr. 41.–
- Studenten, Lehrlinge Fr. 24.–

Zutreffendes bitte ankreuzen und Ihre vollständige Anschrift auf der Rückseite vermerken.

◆ Bücher

- ___ Ex. Jetzt ist er mein Bruder
- ___ Ex. Was eine Frau vermag
- ___ Ex. Der vergessene Faktor
- ___ Ex. Quellen göttlicher Kraft
- ___ Ex. «Enfant par hasard» (franz.)

Datum _____

Unterschrift _____

Zum Lesen und zum Schenken:

Arthur Dicken Thomas: QUELLEN GÖTTLICHER KRAFT

Dem Autor, Dozent für Kirchengeschichte, ist es gelungen, die **Spiritualität Klaus Bockmühls in Lehre und Leben** so zu schildern, dass jene, die nach Quellen suchen, hier eine gewinnbringende Lektüre finden.

Verlag BRUNNEN/CLS, Basel
62 Seiten, Fr./DM 6,80

Alec Smith: JETZT IST ER MEIN BRUDER

Die aussergewöhnliche Geschichte, die der Sohn von Rhodesiens Ian Smith erzählt, hat durch die jüngsten Ereignisse in Afrika und das wachsende Drogenproblem in Ost und West noch an Aktualität gewonnen: vom Aussteiger und Drogenschmuggler über eine lebensverwandelnde christliche Erfahrung zum mutigen Einsatz für Wiedergutmachung, Verständigung und Versöhnung im jungen Land Simbabwe.

Blaukreuz Verlag, 120 Seiten,
Fr. 12,80 / DM 13,80

Jacqueline Piguet: WAS EINE FRAU VERMAG

Krieg und Hass überwinden, aber wie? Die packenden Szenen aus dem Leben der französischen Sozialistin und Widerstandskämpferin Irène Laure lesen sich wie ein Roman, sind aber Wort für Wort authentisch und vermitteln Mut und Hoffnung.

Herder Verlag, Fr./DM 14,80

Garth Lean: DER VERGESSENE FAKTOR – Vom Leben und Wirken Frank Buchmans

Diese umfassende, sorgfältig dokumentierte Biographie vermittelt nicht nur das Porträt einer einmaligen und kontroversen Persönlichkeit, sondern auch einen Blick hinter die Kulissen der Ereignisse, welche unser Jahrhundert bewegten.

Brendow Verlag, 476 Seiten,
Fr. 32,80 / DM 34,- / ÖS 265,-

Jacques Henry: ENFANT PAR HASARD

Ein Leben, das unter denkbar schwierigsten Bedingungen beginnt und zu einer unerwarteten Bestimmung führte: vom kleinen Waadtländer Dorf nach Indien und wieder zurück in die Dörfer. – Wie die Krebsdiagnose gestellt wird, rebelliert er zuerst. Dann gewinnt der durch Jahre der Prüfungen gewachsene Glaube die Oberhand. Jacques Henry staunt über all das, was ihm Gott mitten in der Krankheit schenkt – und teilt es grosszügig mit den Menschen um sich herum. (in französischer Sprache)

Caux Edition, 96 S., Fr. 21,-
(Deutsche Ausgabe in Vorbereitung)

Unser Herbstangebot

Luzern, im Oktober 1995

Liebe Leserinnen, liebe Leser
Wieder möchten wir Sie herzlich einladen, an unserer herbstlichen Abonnentenwerbung teilzunehmen. Diese ermöglicht Ihnen, Ihren Bekannten und Freunden weiterzugeben, was Sie in der CAUX-Information entdecken und daran schätzen.

- Bitte trennen Sie die nebenstehende Spalte ab. Tragen Sie Namen und Adressen Ihrer Freunde und Bekannten ein, die diesen Konferenzbericht kostenlos erhalten sollen.
- Bitte senden Sie uns diese Liste bis zum 1. November 1995 und vergessen Sie nicht, Ihren eigenen Namen mit Adresse aufzuführen.

Wir freuen uns darauf, Ihren Freunden und Bekannten dieses Angebot in Ihrem Namen zu machen.

Mit freundlichen Grüssen

Ihr C.-I.-Team

Weitere Exemplare des Konferenz- berichts 1995

pro Exemplar Fr. 4.50
Ab 5 Exemplaren Fr. 3.50
(plus Porto)

Sind Sie schon abonniert?

Die CAUX-INFORMATION

im Jahresabonnement

Schweiz: Fr. 32.-
Deutschland: DM 42.-
Übrige Länder: Fr. 37.-
Luftpost: Fr. 41.-
Studenten, Lehrlinge: Fr. 24.-

Unsere Bestelladressen:

Caux-Information
Postfach 4419
CH-6002 Luzern

MRA-Bücherdienst
H. Eggemann
Uhlandstrasse 20
D-45964 Gladbeck

Herr/Frau _____
Vorname _____
Strasse/Nr. _____
Land _____ PLZ _____
Ortsname _____

Herr/Frau _____
Vorname _____
Strasse/Nr. _____
Land _____ PLZ _____
Ortsname _____

Herr/Frau _____
Vorname _____
Strasse/Nr. _____
Land _____ PLZ _____
Ortsname _____

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso		Gestorben Décédé Decesso
Abgereist Parti Partito	Annahme verweigert Refusé Respinto	
Adresse ungenügend insuffisante Indirizzo in- sufficiente	Unbekannt Inconnu Sconosciuto	

8-10/95

CAUX
Information